This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

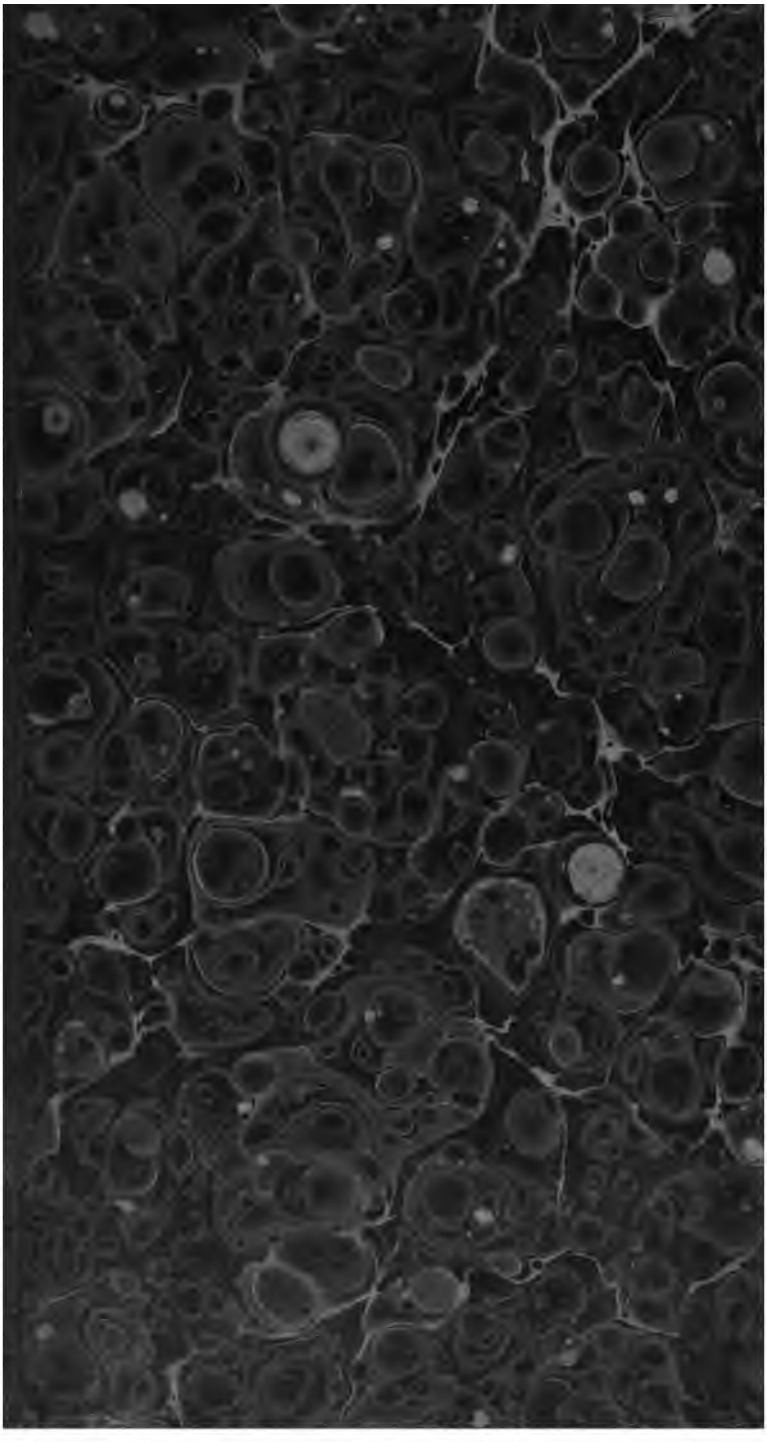
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



600086970-

Über

ein Wort Friedrich's II.

von deutscher Verskunst.

Eine Vorlesung

von

Fr. Aug. Wolf,

ordentl. Mitgl. der Königll. Akademieen der Wissenschaften zu Berlin und zu München.

Berlin, 1811.

Bei Duncker und Humblot.

273.

Diese Schrift bedarf einiger einleitender Worte.

Die erste Hälfte derselben diente als Vorlesung in der diesjährigen öffentlichen Versammlung der hiesigen Akademie der Wissenschaften zur Gedächtnifsfeier Friedrich's des Zweiten.

Was dergleichen Aufsätze in Inhalt und Ton vor andern akademischen sich erlauben dürfen, wurde früher bei einer ähnlichen Gelegenheit angedeutet. Hier scheint noch die Bemerkung nöthig, dafs die Festlichkeit eines solchen Tages und selbst das aus Zuhörern verschiedener Classen gemischte Auditorium leicht einer Abhandlung die Farbe einer Rede mittheilen, ohne dafs der Verfasser dazu anders als durch die Lebhaftigkeit der Gedanken beitrug.

Eben so wenig macht er Anspruch auf Ergründung eines gelehrten, seither dunkel gebliebenen Gegenstandes, nicht einmal auf

Erschöpfung jedes andern; es genügt ihm, einer tiefern und umfänglichern Untersuchung einigen nicht unbrauchbaren Stoff vorzubereiten. Bei der jetzt gewählten Materie liefsen sich vollends in dem so beschränkten Raume kaum die ersten Grundbegriffe entwickeln; vieles konnte nur obenhin berührt werden. Eine vollständige Ausführung würde in einen Commentar über Vofs von der Zeitmessung unserer Sprache gehören, eines der gehaltvollsten Bücher, das seinen Commentator wohl verdient, und in mancher Hinsicht vielleicht nothwendig macht.

Anderes, was der Sache fremd ist, so zu sagen, wie es gesagt wurde, foderte der Ort; doch nicht gegen die Meinung des Herzens. Auch ist falsch, dafs bei der Umschaffung der Akademie die Absicht mehr auf ein afterfranzösisches als auf ein deutsches Institut gegangen sey. Für allgemeine Gelehrsamkeit und Wissenschaft ward es gegründet, die längst nicht mehr national waren; dabei wurde jedoch in Friedrich's Statuten v. 24. Jan. 1744 das nämliche wiederholt, was in der ersten Stiftungs-Urkunde v. 11. Jul. 1700 geboten war: „Es soll bei dieser Societät unter

andern nützlichen Studien, was zu Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereichet, absonderlich mit besorgt werden, also dafs es eine teutsch-gesinnte Societät der Scienzen sey." Unter den Beschäftigungen der philologischen Classe der Akademie wird „insonderheit die teutsche Sprache" in der erneuten Organisation aufgeführt. Was bald nachher viel anders geschah, bildete sich durch Umstände, deren zu erwähnen unrathsam ist, zumal da aus der Geschichte selten mehr gelernt wird als eben die Geschichte.

Die angehängten beiläufigen Bemerkungen enthalten dies und jenes, was bei Entwerfung der Vorlesung als Einzelnes zurück blieb; etwas also von dem, was kundige, mit der Sache vertraute Zuhörer lieber selbst hinzudenken. Der Zweck solcher Anmerkungen ist erreicht, wenn andere dadurch mit der Wichtigkeit und den vorzüglichsten Momenten der bestrittenen Frage bekannter werden.

Was gegen das Ende über ein empfindliches Bedürfnifs unseres Schulunterrichts mit Wärme vorgetragen wird, wünscht der Ver-

fasser von denen, die es zunächst angeht, erwogen und beherzigt. So weit seine Stimme zu deutschen gelehrten Schulmännern reicht, besonders zu seinen ehemaligen Zuhörern und nähern Vertrauten, glaubt er sie nicht dringend genug auffordern zu können, ihren verdienstvollen Wirkungskreis nach dieser Seite hin eiferig zu bereichern. Sie wissen aus Erfahrung, wie die ersten bedeutenden Versuche des Componirens in der Muttersprache den Geist des Jünglings befruchten, wie sie unter verständiger Leitung seine noch schlummernden Kräfte wecken: dasselbe werden in höherm Grade die empfohlenen und weiter verfolgten Übungen der Metrik leisten; sie werden auch der prosaischen Composition die schönste Ausbildung geben, und der junge Leser wird bald mit ganz anderer Empfindung seine kunstreichen Dichter studiren, und die andern ihrem Naturwerthe überlassen.

Berlin, d. 6. Febr. 1811.

Über

ein Wort Friedrich's des Zweiten

von deutscher Verskunst.

Was die königliche Akademie der Wissenschaften, die heute ein zwiefaches Fest begeht, bei ihrer Entstehung war, davon hat ein geehrter Vorgänger geredet; durch ihre zweite Stiftung wurde sie in mehr als Einem Sinn eine französische; neuerlich ist sie allmählich, nicht ohne Begünstigung ihrer ursprünglichen Mitglieder, eine deutsche geworden. Dieser Name gebührt ihr nunmehr, insofern sie in jeder Form der Behandlung, wie bei jedem Stoff der Untersuchung, die höhere Cultur der Wissenschaften und wissenschaftlichen Künste fördert, und auch die Sprache nicht ausschliefst, deren Charakter es ist, jede andere nach Verdienst neben sich zu schätzen, und ihrer aller partheilose Richterin zu seyn. Seitdem ehren wir die Gedächtnifsfeier des zweiten Stifters auch in einer Sprache, die aufser dem Kreise des Bedürfnisses nur selten zu seinen Ohren drang. Allein wenn deshalb der sonst über Tadel weit erhabene König mit scheinbarem Recht getadelt, wenn seine Vorliebe für eine ausländische Litteratur laut und im Stillen beseufzet wurde, so lag auch hierin

ein ehrender Tribut vaterländischer Gesinnung gegen einen König, der selber so tief von echt deutschem Sinn und Geist durchdrungen war, daſs diesen fast nirgends das fremde Gewand verdunkelte. Doch jene Klagen wurden nur dann erst lauter, als man lernte in vernehmlicherm Deutsch zu klagen, und nicht mehr sich schämen durfte, über Verachtung einheimischer Barbarei in barbarischen Tönen zu murren. Hiedurch wurde Friedrich's Urtheil bei der Nachwelt gröſstentheils gerechtfertigt. Denn wer könnte von einem Regenten, der dem verfeinernden Auslande so viel verdankte, erwarten, daſs er in seiner Muttersprache mehr den noch versteckt liegenden Grund der Bildsamkeit beachten gesollt als die wirkliche Bildung? Seine eifrigere Beschäftigung mit den Studien fiel, wie jetzt anerkannt wird, in einen Zeitraum, wo der litterarische Genius Deutschlandes noch über einem buntgemischten Chaos brütete, dessen dereinstige Geburt kaum die thätigsten Theilnehmer ahndeten, und, wenn sie solche geahndet, vermuthlich nicht sehr gebilligt hätten. Wie viel aber hängt nicht von den Eindrücken der kräftigern Jugend ab? Und wer mag es dem mit ganz andern Gegenständen des Nachdenkens später umringten Monarchen verdenken, daſs er in den Augenblicken, wo seine groſse Seele von Regierungssorgen sich erholte,

lieber in einer fertig gemachten Sprache Unterhaltung suchte, und seine Meinung über die unsrige nicht änderte und über eine Litteratur, die noch immer nicht zu einer in sich geschlossenen und wohlverbundenen aufwachsen wollte, um sich mit den gebildetern Nachbarn zu messen?

Sahen wir doch damals manche unserer vortreflichsten Gelehrten, und solche, die vermöge ihres Berufes am ersten die Anlagen der edelsten neuern Sprache zu ergründen hatten, bald auf die Frau Muttersprache spötteln, bald jeden Versuch, sie zu ähnlichem Ansehn neben der Gelehrtensprache zu erheben, durch ernsthafte Gründe als unstatthaft verwerfen, ja als verderblich. Am auffallendsten fand sich noch gegen Ende des Jahrhunderts die Denkart Friedrich's bei zwei in Holland gealterten berühmten Deutschen, die, der eine aus Pommern, der andere aus Chursachsen, ihr Deutsch beinahe ganz vergessen hatten, ohne dafür eine andere Sprache zu täglichem Gebrauch zu lernen. Neugierig erkundigten sich diese bei Reisenden, wie wahr denn die Sage sei, dafs bei uns selbst der Vortrag auf Universitäten mit deutscher Zunge geschähe, und wie es doch möglich, mit einem so unbehülflichen Werkzeuge die nöthige Schärfe und Präcision der Begriffe zu erreichen. Diese Litteratoren hatten

ihr Vaterland wenige Jahre nach Friedrich's Thronbesteigung verlassen, und lebten seit der Zeit ganz in der Sprache, worin sie als Lehrer und Schriftsteller wirken wollten. Zwar gebrauchten sie zu höherem Umgange und auf Reisen die heutige Universalsprache Europens, aber mit grofsem Anspruch auf die Nachsicht des Volkes, das so gern die oft unglückliche Anstrengung für seine Bequemlichkeit mit duldsamem Gehör belohnt. Brieflichen Wechsel der Gedanken führten sie nicht leicht anders als lateinisch, und nur mit Gelehrten; für das häusliche Verkehr aber brauchten sie ein wunderbares Sprachgemenge, wie man etwa abgetragene Kleider zu häuslichem Dienst erniedrigt. Der eine derselben meinte sogar bei vertraulichem Scherz über diesen Anlafs: in welcher Sprache er die Bedürfnisse des gemeinen Lebens eingezogen, könne der Welt, für die er lebe, und der Nachwelt eben so gleichgültig seyn, als wenn er, was doch Horaz für Übelstand hielt, mit krummer Nase umhergegangen sei,

Als Schwarzäugiger sonst und Schwarzumlockter gepriesen.

Gab man ihnen gelegentlich eine Vorstellung von den schönen Fortschritten unserer Sprache seit Gottsched's Zeitalter bis zu der männlichen Reife Göthe'ns und Schiller's, so horchten sie der ausländischen Erzählung gefäl-

lig, doch mit ungefähr gleichem Befremden, als womit man den schnellen Gang betrachtet, den einst zu Athen die Prosa der Geschichte von Herodotos' Jugendzeit bis in das hohe Alter des Thukydides machte. Aber die so rasch getriebenen Früchte mitzugenieſsen, zeigten sie eben kein Verlangen, und lenkten bald das Gespräch auf gelehrtere Gegenstände.

Auch unser König, so wenig er deutsche Gelehrsamkeit überhaupt verachtete, kam bekanntlich niemals von jenem alten Mistrauen auf die Entwickelung deutsches Geistes in den Künsten der Rede zurück. Gleichwohl verschmähte er nicht, über das, was ihm dermalige Litteratur seiner Nation dünkte, als Greis nach eigenthümlichen Ansichten zu schreiben. Aus dieser Schrift hat man unlängst ein Urtheil hervorgezogen, das ihren zahlreichen Commentatoren früher unbemerkt blieb, und das, wie die Stimme eines Sehers, Aufmerksamkeit gebieten würde, wenn es nicht, als ein günstiger Ausspruch des unbestochensten Richters für unsere Sprache, jedem Freunde derselben werth seyn müste. Es war ihm ein elegisches Gedicht des von Ramler der Feile gewürdigten Dichters Götz bekannt geworden. Diesem Gedichte widmet er dort, indem er ihm seinen Beifall bezeigt, zugleich eine allgemeine Äuſserung über deutschen Versbau, die nicht zweifelhaft läſst,

wie Friedrich die deutschen Musen würde aufgenommen haben, wenn sie mit möglichst vollkommener Nachahmung alterthümlicher Gesangweisen ihm sich zu gelegener Zeit genaht hätten. „Ich habe," schreibt er, „eines Unge„nannten reimlose Verse gesehn, deren Cadenz „und Harmonie aus einer Mischung von Dakty„len und Spondeen entsprang: selbst voll gutes „Sinnes, schmeichelten sie meinem Ohre sehr „angenehm durch ihre wohlklingenden Töne, „deren ich unsere Sprache nicht empfänglich „geglaubt hätte. Ich wage," fügt er hinzu, „die „Meinung auszusprechen, dafs diese Art von „Versification vielleicht diejenige ist, welche „unserm Idiom am meisten entspricht, und dafs „sie der gereimten weit vorzuziehen; es ist „wahrscheinlich, dafs man glückliche Fortschritte „machen würde, wenn man sich die Mühe gäbe „sie zu vervollkomnen."

So weit der denkwürdige Ausspruch, denkwürdig wegen seines Urhebers und der Sache. Ohne zu wissen, wie viel bereits von andern mehr als von jenem Ungenannten zu gleichem Zwecke gethan war und eben begonnt wurde, fühlt sich der in einem so lange ihm entfernt gebliebenen Gegenstande dennoch hell sehende Denker von einem kurzen, wie ihm däuchte, Wagstück so ergriffen, dafs er eine wirkliche Divination niederschreibt, die damals gewifs

manchem grofsen deutschen Schriftsteller bedenklich scheinen mufste, und es jetzt noch Vielen ist. Es ist bekannt, wie abhold Lessing dem deutschen Hexameter war, dem Hauptverse des ausgezeichneten Götzischen Gedichtes. Wenn er, wie erzählt wird, unter Freunden äufserte, bei Zeitmangel seine Briefe in Prosa zu verfassen, käme ihn zuweilen die Lust an sie in Hexametern zu schreiben, so galt dies nicht allein die krüppelhaften Verse, worin Zachariä und andere ihre in jenen Tagen vielgelesenen Gedichte ausfertigten. Selbst jetzo, seitdem einer unserer besten Alterthumskenner und Dichter nebst etlichen seiner geistreichen Nachfolger durch Übertragung classischer, zum Theil unüberwindlich scheinender Sylbenmafse das Vermögen unserer Sprache gezeigt hat, hört man doch neben einigen, denen der Deutsche schon längst wie der kunstgewandte Grieche singt, von Zeit zu Zeit hierüber noch ziemlich ungünstige Stimmen. So wurden vor kurzem von unsern neuesten Übersetzern des Sophokles und Theokritos die ins Deutsche verpflanzten Versarten der Alten geradehin nur als ein Surrogat von fremdartigem Gehalt beschrieben, das unserm Gehör höchstens den Schein der alten Verskunst wiedergäbe; der letztere setzt sogar dem gemessenen Verse der Alten, den er auch einen rhythmischen nennt,

den unsrigen entgegen, als einen blofs accentuirten; Mafs also ihm absprechend und Rhythmus, wie zu Erklärung der dunkeln Numeri innumeri in Plautus' Grabschrift. Wer möchte, wenn poetische Übersetzer der Alten selber so urtheilen, bei den mancherlei Härten, womit auch der bessern Übersetzungen Echo für deutsche Leser wiederhallt, nun noch hartnäckig fortfahren wollen, unserer Sprache eine Last aufzubürden, die sie vielleicht nie mit Gewandtheit tragen wird? Niemals wird tragen können, sagt man: es hindern sie daran gewisse allgemeine, nicht zu hebende Eigenschaften. Wenn aber die Sache sich also verhält, so hätte derjenige ja ganz recht gewählt, der in solchem undankbaren Stoffe Leben und Kunstfleifs nicht verschwenden möchte, und Friedrich's Ahndung bliebe unerfüllt. Allein, welches wären denn die Eigenschaften der deutschen Sprache, die uns auf eine blofs scheinbare Nachbildung griechischer Versmafse beschränken? Werfen wir hierauf bei einer so einladenden Gelegenheit einen Blick, so weit es ohne ein Zuhörern allzulästiges Abwägen und Aushorchen vieler einzelner Laute in Sylben und Buchstaben möglich ist.

Dafs wir lange, wirklich lange Sylben haben, wird schwerlich jemand leugnen; mehre Vocale, wie auch Diphthonge, gewähren sie uns,

oft vor den sanftesten Consonanten. Eben so wenig fehlen uns Kürzen, wiewohl diese nicht in solcher Anzahl gleichmäfsig sich neben einander reihen, als die Längen; willkührliche oder mittelzeitige Sylben endlich bieten sich bei weitem nicht so viele dar, als der Haufen der Versemacher meint, oder eine nicht strenge Theorie einräumt, kaum so viele, als wahrscheinlich der Grieche durch seine drei mit einerlei Zeichen geschriebenen Vocale hatte. Aber unsere Längen, sagt man, sind nicht wahre Längen, unsere Kürzen, nicht wahre Kürzen: mit andern Worten, das prosodische Verhältnifs unserer Sylben zu einander beruht allein auf dem Accent, der einige durch eine gröfsere Stärke des Tons von andern unterscheidet, nicht auf der natürlichen Länge derselben, das ist, auf der Zeit, welche sie auszusprechen kosten.

Hier übersieht man zweierlei, wenn man beträchtliche Abweichungen unserer Sprache von dem Alterthum sieht, welche entweder nicht vorhanden sind, oder doch nicht in dem Grade, wie man annimmt. Zuerst vergifst man die Menge von Sylben, die bei uns durch gedehnte Vocale und Diphthonge die absoluteste Länge haben, gemäfs der Natur und dem Beispiele der classischen Sprachen; es scheint, man wolle blofs an die Sylben denken, die bei geschärften doppelten, manchmal auch einfachen Schlufsconso-

nanten verlängert werden. Indem man also unsere Sprache durchaus nach den Grundsätzen der alten prüft, als ob diese allgemein geltende wären, will man in den zuletzt erwähnten Fällen keine Naturlänge zugeben, die doch jedes Ohr hört, z. B. in Stadt so gut als in Staat, in weg wie in Weg, in dahin wie in alhier, in Sonne wie in Söhne: dies sollen eitel Kürzen seyn, die der Accent verlängert. Doch nicht einmal verlängert, heifst man uns sagen, sondern verstärkt, durch den Accent verstärkt, als ob ohne diesen eine ursprüngliche Kürze sich herstellen liefse. Noch ist hier eine andere Verwechselung von Begriffen. Verstärken und schwächen sind, däucht uns, Eigenschaften der Stimme, die überall nicht hieher gehören. Nur Erheben und Fallen lassen kömt in Betrachtung, wie Verlängern und Verkürzen; jenes durch den Accent, dies durch die Quantität: das übrige eignet der Rhetorik und der Musik. Um indessen bei jenem Ausdruck zu bleiben, so sollte man vielleicht von Verstärkung eher reden in solchen Sprachen, wo ein paar auf einen natürlich kurzen Vocal nächstfolgende Consonanten eine Änderung der Quantität bewirken, die man dort unter dem Namen der Position als wahre Verlängerung zu erkennen gewohnt ist. Allein was ist an Namen gelegen? Genug, dafs Wörter wie hart uns eben-

so lang sind als weich, wachen vorne so lang als träumen, Lusthain, Waldstrom u. dergl. in beiden Sylben gleich lang; weil eigentliche Grade derselbigen Quantitäten in prosodischer Hinsicht nicht statt finden, so sehr sie in der Aussprache jedes Volkes und noch mehr durch musikalische Rhythmik sich hörbar machen. So waren dem Römer Sylben, wie esse vorne, minister in der Mitte, nach der Natur des Vocals kurz, und erst durch die Position lang, ohne dafs darum jenes *e* anders geklungen hätte als in unserm Wort Essen, oder das *i* anders als in Minister nach unserer Aussprache; wogegen diese Vocale in desse für deesse, in isse von ire, in Absicht der Länge ebenso klangen, wie unsere Diphthonge in mäfsig, lieblich. In den letztern Wörtern nämlich circumflectirten die Römer die Sylben, in den erstern acutirten sie solche.

Irrig ist daher die Behauptung, dafs Wörter wie Endender bittweise gewonnene Daktylen seyen und eher drei Kürzen, mit dem Acut auf der ersten; wodurch folglich, nach musikalischer Messung, uns vielmehr ein Dreiachteltact gegeben würde, als, wie durch vollkommene Daktylen, ein Zweivierteltact. Nicht überall erhielten ja selbst die Alten die hier gemeinte Vollkommenheit der Daktylen durch ihre Längen. Wie hat man meinen können, dafs sie, weil eine Länge

mittleren Sylbe, vorne einen Accent ganz wie in ánthrōopos (ἄνθρωπος) oder in einigen lateinischen Wörtern, wie síquando, exádversum, Juriscónsultus; was wir in Zusammensetzungen von drei und mehr Längen oft nachahmen, z. B. in Véltweisheit, Sprächwerkzeug, Míttagsmahlzeit und in deren mehrsylbigen Pluralen, so wie in vielen bedachtsam aufschreitenden deutschen Amtsnamen und Titeln.

Nach allem diesen wird, was von einer Anstrengung für den Accent, von einer verstärkenden Natur desselben gesagt worden, wenigstens mit gleichem Grunde von der Position der Alten gelten; und, darf von Zeitdauer des Accents die Rede seyn, so ist dies in höherm Grade anwendbar auf den Aufenthalt, den die Alten bei Aussprechung mehrer Consonanten machten. Hier soll es nun unserer Sprache gar zum Vorwurf gereichen, nicht dafs sie rauhe, beschwerliche Laute oft mit einander verbindet, weit öfter als die Griechen in Wörtern wie ahsthma, stlengis, skleefros, echthros, (ἆσθμα, στλεγγίς, σκληφρός, ἐχθρός,) sondern dafs sie die Furchtbarkeit, die dergleichen Laute in der Schrift zeigen, durch gute Aussprache dem Gehör verheimlicht und die Last, die den Alten Verlängerung abzwang, mit geschmeidiger Zunge hebt. Man hätte aber

bedenken sollen, wie oft jene, vornehmlich die Lateiner, vor manchen Consonanten von ihrer Position Ausnahmen machten, die in der gewöhnlichen Aussprache sogar die eigentliche Regel bildeten. Wir reden nicht von den stummen Buchstaben vor fliefsenden, um ein gleiches Recht für unsere Sprache zu verlangen, die ja dies Recht mit aller Machtvollkommenheit ausübt, indem sie häufig sehr laute und harte Buchstaben vor ebenso harten in weichen Flufs zu bringen versteht. Auch wollen wir der sogenannten schwächlichen Position der Lateiner nur obenhin gedenken, welche in der prosaischen Schreibart und im rednerischen Numerus nicht als Länge galt, nicht einmal immer den besten Dichtern. Auch bei der Folge anderer Consonanten war es dem Römer nichts weniger als unerhört, die Kürze des Vocals gegen die verlängernde Buchstabenhäufung geltend zu machen, nicht nur in Eigennamen, die mancher Vers sonst ausgeschlossen hätte, sondern in mehren Fällen. Wer die Aussprache des römischen feinen Umganges aus den Komikern kennt, wird sich leicht einer beträchtlichen Zahl von Wörtern erinnern, die freilich der Lyriker und schon der Epiker in ihrer gröfsten Volltönigkeit brauchten, der herschende Gebrauch aber nach der natürlichen Quantität der Vocale behandelte. Kaum würde uns, was hier gesagt werden soll,

ohne den Plautus und Terentius glaubhaft dünken, dafs *a* z. B. in hanc, in accedo, in vielen ähnlichen Verben kurz gewesen, wegen Naturkürze des Vocals; ebenso *e* vorne in nempe, in der Mitte von Apelles, von scelestus, hinten in senex; ingleichen *i* in den Pronomina iste, ille, in den meisten durch in verneinenden Wörtern, als incertus, improbus, in magistratus, virtus, Philippus, (wo Plautus das mittlere *i*, wie es scheint, nirgends lang gebraucht;) ferner *o* in omnis, propter, officium, sogar in contractus, conprehendo und ähnlichen; *u* in nunc, uxor, vetustas, voluptas u. dergl.; endlich *y* in solchen Wörtern, wo es auch die Griechen seit der ältesten Zeit kurz liefsen, wie in Aegyptius. Man irrt sich über dieserlei Kürzen gern aus hergebrachtem Vorurtheil, als seyen sie gemeine Vernachläfsigungen der regelmäfsigen Aussprache. Die Fragmente der ältern römischen Tragiker hätten, so wenige ihrer sind, auf das Gegentheil führen können. Ja, vielleicht wäre es eher erweislich, dafs, wenn höhere Gattungen der Dichtkunst solchen Gebrauch verwarfen, dies blofs zu Gunsten eines nach griechischem Muster voller gemessenen, feierlichen Vortrages geschah; gleichwie man sonst noch viel Ähnliches für das Bedürfnifs, vorzüglich des epischen Verses, schon bei den Griechen

entstehn sieht, und öfter Verlängerungen der Kürzen als das Gegentheil.

Wer also statt innerer Gründe lieber Beispiele aus fremdartigen Sprachen aufsuchen mag, der wird nach jenen nicht mehr über merkliche moderne Abweichungen unserer Sprache von den alten klagen, wo wir von Natur kurze Vocale auch vor doppelten und mehren Consonanten nicht verlängern. Überdies enthalten die angeführten Beispiele meistens die Ursachen, welche in beiderlei Sprachen dieselbigen sind. Wenn z. E. die vorletzte Sylbe in Lebender, Endender, Verlängernder kurz ist, wiewohl in Endender beide erste Sylben ganz gleiche Buchstaben darstellen, in Verlängernder noch einer mehr sich eindrängt, so erscheint der Grund sogleich in der ursprünglichen Kürze der Endung des Infinitiv, ein Grund, den wir beim Latein in Apelles, esse, est u. dergl. erst aus einer entfernten Quelle, aus dem Griechischen schöpfen können. Und was haben wir denn, wenn die Ursache in einem griechischen ε gefunden ist? Doch noch nicht die Ursache dieser Ursache, des kurz ausgesprochenen Vocals selbst, die in jeder Sprache nur das gereinigte Ohr, als ein Factum, zu der prosodischen Anerkennung darbietet. Allein welcher wo gültig erklärte Grundsatz gäbe uns ein Recht, unsere Sprache in dieser und anderer Hinsicht

nach der griechischen und lateinischen zu beurtheilen, und, was in deren Bau und Anlage nicht gegründet ist, als mangelhaft zu rügen? Beinahe läfst sich hoffen, dafs einmal jemand, auf dem bequemsten Wege Neues zu erfinden, die Sache gerade umkehre, und die Alten über ihre prosodische Materialität vor ein strenges Gericht ziehe. In der That ist nicht zu leugnen, sehr viel Materielles und Mechanisches liegt in ihrer gepriesenen Sylbenmessung, sey sie immerhin musikalischer als die unsrige, und diese, welche geistiger ist, mehr rhetorisch. Sogar nicht blofs mafsen sie ihre Buchstaben, sie wogen sie ordentlich; so dafs ein einziges Gebeinchen eines nicht gar schweren Buchstabens hinzugefügt, das Gewicht mit überwiegender Zulage beschwerte; da bei uns oft eine der unbedeutendsten Sylben als Kürze vorübergleitet, wenn auch drei bis vier Consonanten sich anhäufen, wie eben in dem Wort Unbedeutendsten.

Noch liegt in den bisherigen Vorwürfen ein anderer Irthum, der im Vorbeigehn zu erwähnen ist. Man hat Unrecht, wenn man hier die beiden gelehrten Sprachen des Alterthums so zusammenstellt, als ob sie durchgehends einerlei Regeln der Prosodie befolgten; und man hat zwiefach Unrecht, wenn man bei den Alten selbst die verschiedenen Zeitalter und Gattungen der Schreibart nicht unterscheidet, und

wenn man von unserer Sprache dasselbe fordert, was dort erst in den gebildetsten Zeiten und in den edelsten Dichtarten angenommen wurde. Eben der entgegengesetzte Gebrauch derselbigen Sprachen lehrt deutlich, was ihnen überhaupt nicht ungemäfs war. Was aber die lateinische Sprache betrift, von welcher schon das jetzt Gesagte vorzüglich gilt, so hatte diese sowohl in Quantitäten als noch mehr in Accentuationen manches Eigene, wodurch sie der unsrigen um vieles näher trat als der griechischen. Dergleichen Eigenes werden zwar unsere Ästhetiker vermuthlich modern schelten; doch hier möchte der Fall seyn, dafs es etwas mehr als antik wäre, gerade das allerälteste Griechisch, von dem äolischen Sprachstamme abzuleiten; was wirklich von gewissen Eigenheiten der lateinischen Accentuation und grofsentheils von der alten Aussprache des Latein bereits erwiesen ist. Denn eben in solchen feinern Organisationen der Sprachen erhält sich, wie in den zartesten Theilen des thierischen Körperbaues, der ursprüngliche Anhauch der Natur oft Jahrtausende hindurch, des Untersuchers spottend, der ihre tiefliegenden Ursachen auf andern Wegen ausspäht. Übrigens könnten wir für die Hauptfrage ohne Bedenken zugeben, dafs uns hie und da Sylben durch den Accent zu wahren Längen werden, wenn nur

unsere Grammatiker ausgemacht hätten, was eigentlich Accent im Deutschen zu nennen sey. Dies ist, so viel wir wissen, noch nicht geschehen; daher vielleicht Vorsichtigere jetzt den Ausdruck gänzlich vermeiden, andere eine mehrfache Abstufung des Accents annehmen, bei welcher die alte Bedeutung desselben verloren geht; der gröfsere Theil aber hat von dem Wesen dessen, was den Alten so hiefs, allzu unvollständige Vorstellungen, um durch Vergleichung etwas Sicheres zu lehren. So sieht man den Namen mehr gewohnheitsweise wiederholt, wie man sonst auch Kunstausdrücke aus der Grammatik der Alten in die unsrige übertrug, mit wenig Unterscheidung der wahren Natur der letztern, und unbekümmert um die genauere Bestimmung der Begriffe, die allein aus dem eigenthümlichen Bau der lebenden Sprache hergeleitet werden kann. Doch es darf uns dieser Begrif nicht zu einem Abwege reizen, da wir leicht den gemachten Einwurf zugeben könnten, ohne dadurch der deutschen Sprache etwas anderes nachzusagen, als was gelehrte Metriker von dem in einigen Fällen verlängernden Accent selbst bei den Griechen bemerkt haben.

Wir sind in diesen, obwohl nur flüchtig angedeuteten, nicht ausgeführten Antithesen in den Gegenstand weiter eingegangen, als die Einwendungen foderten. Um so mehr eilen wir

zu der, welche für die wichtigste ausgegeben wird. Es ist dies die Eigenschaft unserer Sprache, dafs der Accent, der allein die Längen wirken soll, oder, wie vielmehr anzunehmen ist, der sie in den sinnvollesten Hauptsylben begleitet, dafs dieser Accent auf der Bedeutung solcher Sylben ruht. Im Griechischen war dies Verhältnifs sehr verschieden. Dort, wo der Accent wie von luftiger Natur ist, flattert er neben der Hauptsylbe unstät umher, bald auf unwichtigen Vorsylben, bald auf Biegungssylben, auf schwachen Partikeln und jeder andern Art von Nebenwörtern, die manchmal obenein lang sind. In griechischen Verben z. B. von zwei Sylben, die durch Flexion bis auf sechs wachsen können, bewegt er sich jetzt rückwärts, jetzt vorwärts, und läfst nur zwei derselben unberührt; der Quantität der Sylben aber ist, im Allgemeinen, ihre etymologische Bedeutung, der in ihnen liegende Hauptbegrif, untergeordnet. Was uns Accent heifst, ist einfacher, stätiger, kräftiger; er will blofs die Wurzel des Wortes tiefer einprägen, für Gedanke und Empfindung hervorheben, anderswo ein zu näherer Bestimmung dienendes Vorwort auszeichnen. Selbst den lateinischen Accent haben wir nicht, obgleich er unsern Organen schon leichter wird, weshalb auch jedes neuere Volk diesen Theil der lateinischen Aussprache noch am besten nachahmt.

Er ist nämlich einförmiger als der griechische, und ohne die, man möchte sagen, musikalischen Coloraturen desselben; in der vorhin gedachten Absicht jedoch dem griechischen gleichartig. Wenn in den Wörtern refícere, recípere alle vier Sylben kurz waren, also auch die Stammsylben fac, cap: so sprach man erst am Ende zwei, bei eintretender Position drei Längen hinter einander in den Biegungen r̆ef̆ĭcĭ̆ēb̄ām̄ūr, r̆ec̆ĭp̆ĭ̆ēb̄ām̄ūr, zu vornehmer Auszeichnung der zufälligen Zeitform und der Art des Verbum. In dem gladiatorischen Zuruf, Recipe ferrum, wäre ein deutscher Fechter in Gefahr gewesen, das schreckenvolle Hauptwort über das folgende Substantiv zu verhören. Die Hebung vorne in récipe war ohnehin so zart, daſs wir sie nur mit Mühe aussprechen können, ungefähr wie wir sie in den seltenern Formen Heldínnen, Erfreulíchere vortragen. Es gehört vor einen andern Richterstuhl als die Metrik, zu entscheiden was den vielfach sich begegnenden Bedürfnissen einer Sprache gemäſser sey, ob das unserer und den gleichstammigen Sprachen zugetheilte Princip, oder das griechische und lateinische, welches die Sprachtöne völlig unabhängig von den Begriffen voculiren läſst. Man hat angemerkt, das unsrige befördere mehr die rhetorische als die poetische oder musikalische Vollkommenheit der Sprache;

während eine andere Ansicht in der allenthalben hervortretenden Bedeutsamkeit unserer Wörter eine Vernunftmäfsigkeit findet, die dem Philosophen wie dem Dichter sich empfehle, wofür schon gewisse damit unvereinbare metrische Vortheile aufzuopfern seyn möchten. Beide Ansichten haben etwas Wahres, das unschwer zu sondern ist. Allein musikalisch wird doch eine Sprache nicht durchaus seyn dürfen, wenn sie noch für andere Zwecke als den Gesang brauchbar seyn soll; ist ihre erste Bestimmung, geredet zu werden, so wird rhetorische Vollkommenheit selbst das erste Erfordernifs bleiben. Für das Sylbenmafs, wir meinen für ein kunstgemäfses nach alterthümlicher Art, kann unmöglich die Sprache dadurch ungeschickt werden, dafs sie ihre Stammsylben emphatisch hebt, ihre einsylbigen Wurzeln gleichsam zur Schau trägt.

Doch dies ist für die Sache vielleicht zu wenig gesagt. Stärker drückt sich zum Vortheil unserer Sprache einer ihrer feinsten Kenner aus, ein Dichter von fast griechischem Ohr, wenn gleich seine Verskunst hinter der griechischen weit zurückblieb, Klopstock, unseres Vofs einziger Vorgänger. Indem er von der Thatsache ausgeht, dafs ein Dichter in der Wahl eines seiner Empfindung angemessenen Versmafses seine Absichten habe bei Zahl und Vertheilung der Längen und Kürzen, um den

bedeutendsten Ausdruck immer da zu gewinnen, wo die Längen fallen, schien ihm der Dichter des Alterthums, der oft die Längen setzen mufs, wo die Nebenbegriffe stehen, die Kürzen, wo die Hauptbegriffe, durch diesen Zwang unaufhörlich in dem Falle, auf Vernichtung seiner Absichten hinzuarbeiten. Denn es gehe nicht etwa nur das Sylbenmafs seinen Weg und die Sprache den ihrigen; sondern sie seyen mit einander in Widerspruch, so dafs der Wortsinn durch den ihm entgegenstrebenden Zeitausdruck geschwächt werde. Es sey blofse Verwöhnung, wenn der Leser der Alten dies nicht merke; man dürfe aber im Pindar und in den dithyrambischen Fragmenten nur die Augen brauchen, um zu sehen, wie viele Hauptwörter, Beiwörter und Zeitwörter dort vorkämen, welche kurze Stammsylben und lange Veränderungssylben haben. Lateinische Beispiele der Art gaben wir kurz vorher, und gewifs ist dasselbe im Griechischen noch auffallender; nur einen allgemeinen Vorzug vor neuern Sprachen wird hierin wenigstens niemand sehen.

Um aber den Unterschied unserer und der alten Sprachen von dieser Seite ganz zu erfassen, bedarf es einer genauern Kenntnifs der poetischen Recitation der Alten. Diese hatte, noch ohne die Begleitung der eigentlichen Musik, hauptsächlich vier Gesetze, aus deren Ver-

bindung der Charakter des alterthümlichen Verses hervorgeht, und wovon derjenige nicht einmal ein Gefühl erregt, der mit einer oft detonirenden Stimme, wie die Meisten pflegen, Verse höchstens als edle Prosa vorträgt, oder scandirend nach Vorschrift der Schule. Vorausgesetzt zuerst, dafs in dem classischen Zeitalter die Töne der Stimme den Umfang einer Quinte nicht überstiegen, forderten die einzelnen Sylben ihre langen oder kurzen Quantitäten; demnächst jedes Wort auf Einer, zuweilen auf zwei Sylben die Auszeichnung des grammatischen Accents, bald als Dehnung, bald als leichte Intension; dann verlangte der Vers, um sich als ein rhythmisches Ganzes darzustellen, am häufigsten in seiner Mitte, eine Hebung, die für die Metrik ebendas war, was der Sylbenaccent für die Grammatik; endlich machte Gedanke, Empfindung, Leidenschaft noch Ansprüche auf besondern Nachdruck gewisser Worte und kurzer Redesätze, ohne welchen das Ganze bloſs eine künstliche Mechanik der Sprache seyn würde. Auf solchen grammatischen, rhetorischen, musikalischen Bedingungen beruhte das Ideal der poetischen Technik, eine Harmonie von widerstrebenden Bestandtheilen, die aber ihre Misklänge unter der Herschaft des allgewaltigen Rhythmus immer aufzulösen und sich herzustellen suchte. Indeſs dürften leicht

die alten Sprachen von dieser zwieträchtigen Eintracht etwas zu viel haben, die unsrige aber etwas zu wenig. Doch nur selten haben wir Ursache die Alten zu beneiden, wenn z. E. die Griechen ein Dutzend und mehr Kürzen neben einander fügen, wenn Pindaros in seinem hothen ho polyfatos hymnos (ὅθεν ὁ πολύφατος ὕμνος) unter neun Sylben nur Eine lange hat, oder wenn die Römer oft viersylbige Wörter ohne eine einzige Länge haben, und auf die erste Kürze den Accent legen, wie in ítinera, múlieres: ungerecht, wie wir oft gegen uns waren, wäre es, nicht in Gegenrechnung zu bringen, was unsere vieltönige und ausdrucksvolle Sprache von Alters her auszeichnet. Zwar fehlt ihr jener griechische Reichthum an rhythmischer Bewegung, mithin die Leichtigkeit durch Auflösung der Sylben die mannichfaltigern lyrischen Versmafse nachzubilden; dagegen zeigt sich in ihr weit seltener der Fall, wo der grammatische Accent hier mit der Quantität der Sylben, da mit der Hebung des Verses, dort mit dem rhetorischen Nachdruck in einen Widerstreit geräth, der in der Versification der Griechen so häufig eintrit. Daher freilich die uns so wenig besiegbare Schwierigkeit, selbst den jambischen Trimeter und den daktylischen Hexameter der Alten ganz nach ihrer Weise zu lesen; wo

man so gern, um dem Verse zu genügen, Silvestrém tenuí Musám aussprechen mag, gegen allen Gebrauch des Römers, welcher seine letzten Sylben niemals accentuirte; oder Silvéstrem ténui Músam gegen das Versmafs, in ténui wol zugleich mit Verwandlung des Accents in eine Länge; wobei noch manche andere Unbequemlichkeit sogar der griechischen Sprache unerwähnt bleibt, z. B. in der Behandlung der Haupthebungen des Verses, dergleichen Härten schon von dem römischen Theaterdichter mit Sorgfalt gemieden wurden. Was aber hier uns unbequem fällt, erachten natürlich nicht so den Alten; ja, unser gewöhnlich so einförmig mit der Länge zusammenfallender, von ihr untrennbarer Accent möchte in der That den Griechen etwas unmelodisch gelautet haben. Aus Liebe zu dieser verborgenen Musik gewöhnten sie sich gleich in den ersten Zeiten des allein blühenden Gesanges, wo die Sprache jede Gewalt leicht annahm, die gehaltvollesten Worte öfters durch gesenkte metrische Stellen gedrückt und verdunkelt zu ertragen, hingegen die Bezeichnungen zufälliger, schwacher Nebenbegriffe zu metrischer Würde gesteigert. War solches aber bei den in ihrer Sprache sonst so glücklichen Griechen weniger lobenswürdig als um einiger Ursachen willen ertragenswerth, so ist es billig, dafs wir an allerlei anderer Weis-

heit überreiche Barbaren uns gleichfalls unsere Unbequemlichkeiten gefallen lassen. Auch ist uns diese zu ertragen leichter als so manches andere, worin die schönste der alten Sprachen vor der besten der neuern den Vorrang behauptet. Der Vorzug jener vor allen bekannten war innigste Vereinigung von rhetorischer Kraft, von musikalischem Wohlklang und von mannichfaltiger, jedem Ausdruck sich anschmiegender Bewegung und Polyrhythmie. Hieraus entstand ihren Dichtern allerdings ein glückliches Loos. Wiewohl sie, nicht weniger als wir, in einer gewählten Versart viele Wörter behutsam zu umgehen hatten, durften sie im Allgemeinen nur der Sprache, die für jede Gattung unter günstigen Umständen erwachsen war, mit Vertrauen sich überlassen; wo der deutsche Dichter zahlreiche Hindernisse zu überwinden hat, wenn er den Foderungen der Metrik, sofern sie musikalisch sind, ein Genüge leisten will. In dieser Hinsicht wird begreiflich niemals sein Kunstfleifs gleiche Belohnung finden; nie wird z. B. ein Namenregister eines deutschen Kriegsheeres ein so schönes Werk metrischer Kunst werden können, als das Homerische des griechischen Heeres vor Troja, welches in jeder Übersetzung vielleicht das wohlklingendste Stück der Ilias ist, und es schon in jeder altrömischen seyn mufste. Denn in Ansehung alles Musikalischen

blieb die Sprache der Römer, so lieb sie unsern Musikern selbst vor der klangreichsten neuern ist, weit hinter jener zurück, am meisten in Mannichfaltigkeit und Bequemlichkeit zu höherer Lyrik. Wie sauer es den Weltüberwindern wurde, im Kampfe mit den langen und kurzen Sylben nicht mit Unehren zu bestehen, liegt uns vor Augen, am offenbarsten in den Versuchen eines Catullus und Horatius, und welche Schwierigkeit sie hatten, die künstlich verschlungenen Vers-Wendungen ihrer Muster nachzubilden. Darum sangen sie ihre Oden in wenigen ihrer Sprache geläufigern Weisen fort, und, wagten sie einmal etwas Ungewöhnliches, so befriedigten sie sich mit kurzen Gedichten, mit etlichen Versen: genug dafs zu können sie schienen. Wenn aber der Deutsche, wie einer unserer ersten Verskünstler urtheilt, noch jetzt in poetischer Technik unter der Stufe steht, die der Römer zur Zeit August's erreicht hat, so mag dies wol Zuversicht wecken und Muth zu gröfsern Fortschritten. Besser jedoch als der gründlichste Beweis, dafs unsere Sprache in der Metrik mehr als den leidigen Namen eines Surrogats verdienen könne, werden fortgesetzte Versuche unserer Dichter und Übersetzer wirken, und wenn sonst jemand durch Lehre oder Beispiel die Sache zu fördern weifs. Solche der Vollendung näher gebrachte

Muster werden dem Kenner der Urschriften am Ende den einzigen Beweis liefern, auf den es uns ankömmt.

Möchte nur, was hier aus dem lange verkannten Reichthume unserer Sprache hervorgearbeitet werden kann, in der jetzigen Welt nach und nach empfänglichere Hörer finden, und irgendwo einen bessern Theil der Nation, der den Eifer der Künstler begünstigte, wenn er ihnen auch nicht wollte arbeiten helfen. Beides geschah bei den Griechen in den frühern durchaus poetischen Zeitaltern. Die grofsen Sänger, die Häupter ganzer Gesangschulen, sprachen blofs kunstmäfsiger aus, was jeder Gebildete im Volke dunkler empfand; von Mund zu Mund strömte das gelungene Lied, das die Musik beherschte, nicht von ihr beherscht wurde; der schön geordnete Rhythmentanz ward im fröhlichen Kreise Gleichgestimmter mit allgemeiner Theilnehmung unter begleitenden Instrumenten körperlich nachgetanzt, und so vor Ohr und Auge gebracht. Bei uns Neuern ist das Band der zuerst schwesterlich vereinigten Künste längst aufgelöset; alles zerstreuet sich in vereinzelte gelehrte Werkstätten, wo auch der fruchtbarste Genius sich nur durch mühselige Vergegenwärtigung eines fremden Zeitalters begeistern kann; und meint er etwas dessen nicht Unwerthes dem Papier anvertraut zu haben, so

fehlt endlich, daſs er selber die Werkstätte verlasse und das Land durchziehe, um seinem Werke, wo nicht mitfühlende, doch rein und nach dem wahren Gehalt von Buchstaben und Sylben vortragende Leser zu erwerben. Viel glücklicher waren zwar schon die Römer nicht. Obgleich neue Dichterwerke bei ihnen schnell das Volk durchliefen, frühzeitig in die cultivirtesten Provinzen des Reiches versandt wurden; schon war das Leben allzu verwickelt in tausend Geschäfte, die den Sinn für das Schöne dieser Art abstumpften: der Senat besonders und die Edlen hatten ganz andere Beschäftigungen und Sorgen, als sich um dergleichen Spiele der sorgenfreien neun Schwestern zu bekümmern; tanzen vollends mochte ein Ehrenmann zu Rom nur im Rausche. Noch weniger dachten die Inhaber des mittleren Janus an poetische Kunst, und hielten sich wohl berechtigt, ein wenig über die goldenen Leiern zu lächeln, deren Besitz damals noch Dichter einem alten Herkommen zufolge vorgaben. Jene wuſsten es beſser. Schon das Söhnchen Albin's würde aufgelacht haben, wenn ihm jemand ebenso die Classification von Versarten abgefragt hätte, wie dort die Berechnung des römischen As und seiner Theile. Aber einen Phonascus hatte der kleine Weltmann wahrscheinlich, wie viele Römer ihn hatten, welche

die Werkzeuge der Stimme, die unmittelbarsten Organe der Menschlichkeit, nicht geringer achteten als die mehr thierischen Gliedmaſsen, die sie durch Gymnastik gewandt zu machen sich beflissen. Man kennt diese Lehrer aus dem Leben Augusts, der noch als Princeps seine Stimme unter einem Phonascus zu bilden fortfuhr, um in der Aussprache das Sanfte und Starke, das Weiche und Rauhe, das Ruhige und Feurige, das Langsame und Schnelle mit Sicherheit auszudrücken, und die Rede gleichsam zu einer Mahlerei der Gedanken zu machen. Wer auf den künftigen Redner studirte, ging oft noch weiter: er fügte den Unterricht eines Schauspielers hinzu, welche, wie Roscius, Ciceros Zeitgenoſs, ordentliche Schulen hielten. So waren die Alten, bis in die Zeit ihrer halben Ausartung, ein üppiges Geschlecht; uns würde schon die Nothdurft genügen: kaum haben wir diese. Wir haben sie wenigstens so lange nicht, als wir unsere Aussprache noch nicht von unleidlichen dialektischen und provinziellen Unarten, von anerkannten Fehlern gereinigt, und für sie, wie für die Büchersprache geschah, einen allgemein gültigen Gebrauch festgestellt haben; solange die wenigen Plätze, welche der Menge die einzigen Schulen des kunstmäſsigen Vortrages in Prosa und Versen seyn sollten, etwa hie und da ei-

nen mäfsigen Künstler, aber selten einen vortreflichen aufzeigen; solange der gröfste Theil der bildungsfähigen Stände durch ein strenges Zeitgebot sich nöthigen läfst, den Aufwand von Fleifs und Anstrengung, der den würdigsten, durch sich selbst belohnenden Sprachen, vor allen der Muttersprache gebührt, in dem Alter der Bildsamkeit hinzugeben an solche von Rom's Tochter- und Stieftochter-Sprachen, deren genauere Kenntnifs wol gar ein Hinderniſs wird, die Treflichkeit und Tiefe der eigenen lebendigen und geistvollen Stammsprache in Sinn und Empfindung aufzunehmen. Woher möchte in dieser Lage Vielen (und Vieler bedarf jederzeit der Wetteifer um das Vortrefliche,) die ausdauernde Begeisterung kommen, wodurch die Poesie, die zum Zeitvertreibe müfsiger Stunden herabgesetzte Kunst, wieder zu alter Würde erhoben und mehr zu ihrem Element, dem Gesange, zurückgeführt werden könnte? woher zugleich die kleinliche Bemühung um alle dazu nöthigen Vorarbeiten, jener Fleifs, zu solchem Zwecke Wörter und Sylben zu messen und auszuhorchen? da wir ja zu unsern Weltgeschäften den Reichthum unserer Sprache, gleich jedem andern Reichthum, in rohen Massen verbrauchen können, sogar, wie von einigen unverdorbenen Völkern in Afrika erzählt wird, schweigend.

Vor zwanzig und etlichen Jahren ergrif

einige Wohlgesinnte in Deutschland ein vaterländischer Eifer, die Nation wieder gesangliebend zu machen. Welche innere Antriebe hiezu erregt wurden, ist nicht mehr in Erinnerung; aber gewifs ist, dafs man den Wunsch, dessen Wichtigkeit und Nutzbarkeit, auch für öffentlichen Bedarf, man vielseitig pries, eiligst zu erreichen trachtete, indem man unsere Dichter zu Verfertigung von Liedern bei allerhand häuslichen und bürgerlichen Geschäften aufmunterte; für einige solcher Lieder wurden lockende Belohnungen geboten. Aber sonderbar war es, dafs man mit Gesängen auch dergleichen Volksclassen bedachte, bei deren Arbeiten das Singen fast unthulich wird, weil dabei der Athem ausgeht. Jetzt sind denn jene aufmunternden Stimmen verhallt, und von den vielleicht eingegangenen Gedichten wird höchstens einige Nachricht in unsern litterarischen Registraturen übrig seyn. Verständiger und, wir hoffen, von bessern Wirkungen für Nationalbildung scheint gegenwärtig der Gedanke berühmter Erzieher, den Gesang mit dem ersten Unterricht der Jugend zu verbinden, sey es blofs der gesittetern Stände oder alles Volkes. Das letztere sollte überall der Fall seyn; und erhielte dadurch das Volk auch nur Gelegenheit und Anleitung die Redestimme zu vervollkomnen, grofs wäre schon dieser Gewinn. Es gehört durchaus zu den wich-

tigsten Aufgaben echter Staatsweisheit, wie durch reine, richtige Aussprache und schönen Vortrag in der Muttersprache die gemeinsame Cultur der weit verbreiteten Deutschredenden befördert werden könne. Und keinesweges eine nur verschönernde, an der Aufsenseite glättende Cultur. Von hier aus vielmehr mufs wahre, alle Gemüthskräfte des Menschen mächtig ergreifende Bildung hervorgehn, wenn Energie und Anmuth der Rede in angemessenen Sprachtönen sich mittheilen lernen, und durch solchen Ausdruck ihren eigenen innern Gehalt erhöhen.

Noch fand sich unter uns hierin selten schulmäfsiger Unterricht; kunstlos getrieben, gefiel meistens die Kunst desto besser; selbst unsere Dichter, deren wir mehr vorzügliche haben als erträgliche Verskünstler, so gern sie in Versen dichteten, eiferten hierin den Alten zu wenig nach, jenen, die auch für den Einzelnen die ersten Lehrer der Sprache waren. Deshalb klagen über diejenigen Dichter, die noch am meisten für das Volk arbeiten, schon lange unsere Schauspieler, dafs sie von ihnen viel zu wenig zu thun bekommen; über die mehresten andern fühlen Liebhaber des Alterthums sich zu ähnlichen Klagen veranlafst, wie Horatius von seiner Zeit führt:

Hinweg schwand
Zwar der struppige Vers, der Saturnische; (*was bei uns der Knittelvers war;*) widrigem Unrath

Folgete reinlicher Schmuck: doch so langwierige Zeit durch Dauerten fort und dauern noch heut die Spuren der Unkunst.

Es kann zweifelhaft seyn, ob in der zu diesem Alter heraufgewachsenen Sprache noch aus dem herrlichen Grundstoffe derselben so vieles sich entwickeln lasse, als in jugendlichern Perioden möglich war, zumal in Zeiten, die das Leben weniger heben und emportragen als getragen seyn wollen: immer aber wird weiser Gebrauch ihres unverlierbaren Eigenthums, verbunden mit vorsichtiger Benutzung des früher Errungenen und mit gewandter Nachahmung vollendeter Sprachen manchen Schritt weiter führen, wenn unsere Dichter, überhaupt unsere Schriftsteller, vornehmlich die Lehrer unserer Schulen der Sache mit wärmerem Eifer sich annehmen wollen. Denn was bisher ohne schulmäfsigen Unterricht blieb, mufs solchen endlich erhalten; er mufs bis auf einen gewissen Punkt mit Sorgfalt in den Schulen selbst getrieben werden, mit der gröfsten Sorgfalt in den gelehrten. Fürchtet man vielleicht für ein gewisses Flächenmafs der Poeten zu viele zu bilden und sich an der Natur zu versündigen, die ihre Lieblinge gleich durch die Geburt ausschaffe, so möge man wenigstens glücklich gebornen Dichtern würdige Leser erziehen. In den Schulen, wo Ohr und Gefühl frühzeitig an die Rhythmen der höchsten Muster gewöhnt werden, da

müssen auch die Organe ihre erste Bildung empfangen, sicher gegen alles spätere Verderbnifs; und, scheinen dazu die ehemaligen Vorübungen der lateinischen Versification unzureichend oder pedantisch, so werden Übungen an deutschen Beispielen dessen, was aus der Verskunst der Alten uns nicht unnachahmlich ist, dem nächsten Zwecke vollkommen entsprechen; sie werden die Empfindung für mannichfaltigen Rhythmus vielleicht noch kräftiger erwecken. Sollte es dazu an Mustergedichten fehlen, obwohl hier nur Musterverse nöthig sind, so werden diese ohne ausgebotene Belohnungen zu erhalten seyn. Manche der vieltönigern Sylbentänze wird freilich der Jüngling erst später in den Werken der Griechen kennen lernen; aber er wird dann zu ihrer Auffassung vorbereitet kommen, und daneben Kenntnifs, Achtung und Liebe seiner Landessprache gewonnen haben, nicht als eines Mittels alltäglicher Lebenspraxis, sondern als eines geistigen Werkzeuges aller höhern Entwickelung, einer Sprache, die in vieler Hinsicht gröfsere Schätze darbietet, als irgend eine der neuern, von gewissen Seiten mehr als die lateinische.

Ein paar uns verwandte Sprachen der nördlichen Nachbarn und slavische sind ihr für den Zweck, von welchem wir reden, sehr ähnlich; auch haben sie bereits diesen Vorzug durch

achtungswürdige Versuche bewährt; doch sind sie ungleich weiter von dem Ziele kunstgemäfser Vollendung entfernt. Andere, mehr gelobte, sind auch von dieser Seite allzu fertig, da sie, von jeher alles Zeit- und Tonmafses ermangelten, oder keines von beiden in solcher Bedeutung haben, um mit den alten sich vergleichen zu dürfen. Es grenzt uns an das Fabelhafte, wie Rousseau die Noth beschreibt, die er als Knabe mit Virgil's Daktylen und Spondeen ausgestanden, mit den leichtesten Sylbenfüfsen, die unserm König Friedrich so harmonisch klangen. Eben nicht besser steht es mit der kraftvollen, geistreichen Sprache des Engländers. Auch in ihr ist das Zeitmafs der Sylben viel weniger bestimmt als in der unsrigen, oft völlig schwankend; ihre Accentuation aber, wie Monboddo behauptet, die einer Trommel, welche durch den Schlägel regiert wird. Unsere Sprache hat von ihrer griechischen Mutter, wie die lateinische von dieser ihrer Erzieherin, das gleiche Princip der Metrik in weit höherem Grade empfangen als jede lebende; sie hat es in den trübesten Zeitläuften, durch welche sie ihr Leben fristen mufste, wenigstens erhalten, in einigen Zeitaltern sorgsam gepflegt, nunmehr zu einer Ausbildung entfaltet, die Friedrich's Ahndung schon grofsentheils erfüllt. Möge diese Ahndung, wem sie werth ist, eine Sanction

immer gelehrterer Bemühungen werden. Ganz erfüllt wird sie dann heißen, wann jede andere Kraftäußerung des deutschen Geistes mit der für die Sprache, den Pharus der Getrennten, im engsten Bunde sich forthin vereinigen wird, wann neben den ewigen Vorbildern alterthümlicher Sprachkunst recht viele vaterländische sich der Jugend empfehlen werden in Gedichten voll Gehaltes an nützlicher Lehre und schöner Behandlung der Sprache, wann auch bei uns in eigentlichem Sinne gelten wird, was der römische Dichter sagt:

Bildung gewährt dem Munde des lallenden Knaben der Dichter.

Gelegentliche Bemerkungen.

Zu Seite 3. Z. 6. *Französische*) Die Akademie der Wiss. hielt den 19. Januar 1711 ihre erste feierliche Sitzung, als Societas Berolinensis Scientiarum, obgleich schon 1700 gestiftet. Auch erschien bereits im J. 1710 der erste Band ihrer Verhandlungen in lateinischer Sprache, unter Besorgung und mit Beiträgen des Urhebers der Stiftung, Leibnitz. Nicht lange dauerte die Mitwirkung des grofsen Mannes, und bald verschwindet selbst sein Name aus den Listen der Akademiker, während zwei andere hervortreten, die es verzeihlich seyn wird über die denkwürdigern Nachrichten vergessen zu haben, welche Hrn. Erman's d. J. einleitender Vortrag enthielt. Bekannter ist, dafs im J. 1744 d. 23. Januar, am Tage vor dem Geburtsfeste Friedrich's des Zweiten die erste Assemblée générale nach der von diesem König vorgezeichneten Organisation gehalten worden. S. Formey's Hist. de l'Acad. p. 75.

S. 3. Z. 8. *geworden*) Bei den Lesungen in der Akademie ist es seit einiger Zeit Gebrauch, der deutschen, französischen und lateinischen Sprache sich zu bedienen.

S. 4. Z. 19. *litterarische*) Gelegentlich darf wol über das öfter vorkommende Wort bemerkt werden, dafs wir es mit den Franzosen und den meisten Ausländern sicherer mit doppeltem *t* schreiben, so wie im Latein, wo diese Schreibung mehr Gründe für sich hat. Wenn es in der ersten unserer Allg. Literatur-Zeitungen anders geschah, so kam es vielleicht daher, weil für das Bessere, wie

es in Zeitungen geht, wegen wirklicher Enge des Platzes der Raum fehlte; die übrigen folgten ihr vermuthlich auch aus Bescheidenheit, um im Titel nichts voraus zu haben.

S. 5. Z. 12. *Frau*) Man sagt von J. A. Ernesti, dafs er zuweilen diesen studentischen Ausdruck gebraucht habe; vielleicht wenn er seine Zuhörer gern dem Latein geneigter machen wollte.

S. 5. Z. 19. *Deutschen*) David Ruhnkenius aus Stolpe und Christoph Saxe aus Eppendorf bei Freyberg.

S. 6. Z. 16. *Der eine*) Ruhnkenius, dem der Verf. in dessen letzten Lebensjahren einen Besuch machte, der zu den angenehmsten Erinnerungen seines vorigen Lebens gehört. Damals hörte er selber den herrlichen Mann im Umgange das ihm eigene Französisch sprechen, das in Holland allgemein berühmt war. Lateinisch mochte er auch mit ausländischen Gelehrten nicht reden: die Sprache wäre zu gut, um durch gewöhnlichen Gebrauch verderbt zu werden. Holländisch sprach er mit seinen Hausleuten, auch nicht sehr fertig; deutsch gar nicht. Saxe zu Utrecht freute sich der Gelegenheit, einmal mit einem Landsmanne wieder das liebe Deutsch zu sprechen; er sprach aber bald reines Neder-duitsch oder schlechtes Holländisch. Wer nicht wufste, was das Herkommen der Universitäten einen Prof. der Eloquenz nennt, hätte beiden Männern ihre Profession im Gespräch schwerlich anmerken können.

S. 6. Z. 24. *gepriesen*) Naso vivere pravo,
Spectandum nigris oculis nigroque capillo.
Hor. A. P. 56.

S. 7. Z. 5. *machte*) Beim unmittelbaren Übergange

von dem ersten dieser Schriftsteller zu dem andern mufs es jeden Leser däuchten, als wären sie durch einen viel längern Zwischenraum geschieden, als sie wirklich sind. So weit erscheint der staatskundige und kriegserfahrne Geschicht-Forscher über den behaglichen Geschichten-Erzähler hinausgeschritten. Gleichwohl liegen zwischen der Vollendung ihrer Werke nur wenige Jahre. Das letzte Ereignifs, dessen Herodotos gedenkt, gehört in das J. v. Chr. 408. Ol. 93, 1. (B. 1. K. 130); Thukydides aber erwähnt vorübergehend (B. 3. K. 116) einen der Ausbrüche des Ätna, der im J. 395. Ol. 96, 2 geschehen ist. Hienach mufs der erstere, wenn man nur von seiner angeblichen frühern Lesung bei den Olympien 456. Ol. 81, 1. zu rechnen anfängt, beinah funfzig Jahre an seiner Geschichte gearbeitet, das heifst nach der Art, wie die Alten schrieben, ungefähr bis zu Ende dieser Zeit die Hand nicht ganz davon abgezogen haben. Unternahm Thukydides sein Werk erst in der Mufse zu bearbeiten; die ihm durch ein der Nachwelt so nützliches Exilium 423. Ol. 89, 2. wurde, so ist von da bis an seinen Tod ein Raum von dreifsig Jahren und drüber. Doch mag er bei weitem die gröfsere Hälfte dieser Zeit auf das Sammeln, Ordnen und Prüfen des Stoffes verwandt, hie und da auch eine Anzahl der einzuwebenden Reden und einzelne anziehendere Stücke, die vorzüglich hervorglänzen, ausgeführt haben. Aus manchen Stellen nämlich sieht man, dafs er die eigentliche Ausarbeitung erst nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges begonnen hat, um welche Zeit schon genug Exemplare von Herodotos' Werke müssen verbreitet gewesen seyn. Allein viele innere und äufsere Spuren verrathen, dafs Thukydides' Geschichte im Ganzen die letzte abglättende Überarbeitung nicht empfangen, nicht blofs das achte Buch derselben, wie man insgemein annimmt. Übrigens kommen bei der bedeutenden Verschiedenheit beider Schriftsteller aufser den persönlichen

Charakteren und dem damaligen Culturzustande des griechischen Italiens, besonders die gewaltigen Fortschritte in Betrachtung, die Athen seit Herodotos' Weggehen in aller Kunst und Weisheit gemacht hatte.

S. 7. Z. 17, *Schrift*) De la Litterature allemande; des défauts qu'on peut lui reprocher; quelles en sont les causes; et par quels moyens on peut les corriger. 1780. p. 11. Vgl. Hrn. v. Knebel's Aufsatz in der Herder'schen Adrastea 1803. St. 2, und Vofs über Götz und Ramler, Manh. 1809, wo auch jene Schrift des allzu lange erwarteten Übersetzers eines vollständigen Lucretius wieder abgedruckt ist.

S. 9. Z. 22. *Übersetzern*) Hrn. Prof. Solger in der Vorrede zum Sophokles S. LXXXV. ff. und Hrn. Gr. v. Finkenstein über den deutschen Versbau, in der Arethusa 2 Th. 1810. Wiewohl dem Verf. dieses Werk erst nach Entwerfung seines Aufsatzes zu Händen kam, zu spät, um die daselbst gegebenen neuen Ansichten zu studiren. Doch verdrieflich ist überall die Bestreitung von Schriften, worin aufser dem, was eben angegriffen und angezweifelt wird, so viel anderes Beifall und dankbare Anerkennung des gelehrten oder kunstvollen Fleifses und Scharfsinnes verdient.

S. 10. Z. 4. *Grabschrift*) Bei Gell. N. A. 1, 24.

Póstquam morte datust Plautus, Comoedia luget;
Scaena est deserta; hinc Ludus, Risusque, Jocusque
Et Numeri innumeri simul omnes conlacrumarunt.

welche Verse von Plautus selbst seyn sollen, wofern man dem Varro glauben will, wozu Gellius nicht recht geneigt ist. Über die Numeri innumeri wird jetzo niemand Bedenken tragen, Jos. Scaliger's Meinung

(Lectt. Ausonn. p. 134) gegen die von A. Turnebus und C. Barth beizutreten, da Ausonius mit demselbigen Ausdrucke die freiern Versmafse der Komödie bezeichnet; mag immerhin der launige Dichter so den Schein der Persiflage über sich selbst ziehen. Vgl. Bentl. zu Cic. Tusc. 3, 12. und Burm. z. Anthol. Lat. T. 1. p. 407.

S. 11. Z. 10. *hatte*) Dafs den Griechen ihr *α, ι, υ* öfter, als man bisher glaubte, mittelzeitig gewesen, kann eine genauere Aufmerksamkeit auf diese Vocale lehren. Hätten wir mehre Dichter früherer Zeit übrig, so würden ohne Zweifel die Beispiele schon in gröfserer Anzahl bemerkt seyn. Aus jener Ursache mag es auch geschehen seyn, dafs die Griechen bei Anordnung ihres Alphabets diesen Vocalen nur einfache Zeichen gaben, wie die Lateiner zufolge der ältern griechischen Schrift es mit allen Vocalen hielten: sonst würden im Griechischen die mit den gedachten drei Vocalen geschriebenen Wörter häufig dem Auge eine verschiedene Gestalt dargeboten haben. Wie wenn wir z. B. in mir, dir, die als Orthotonumena lang sind, ein anderes *i* einführen wollten, als in denselben, mit verdunkeltem Vocal kurz gesprochenen enklitischen Wörtern. Dafür haben wir hingegen bei verlängerten Vocalen bald den Dehnungsbuchstaben, bald verdoppeln wir sie selber im Schreiben, wie bekanntlich auch die Römer in gewissen Fällen in der ältern Zeit thaten.

S. 11. Z. 13. *prosodische*) Der Ausdruck Prosodie wird hier mehrmals um der Kürze willen nach neuerm Gebrauch unrecht angewandt. Bei Dionysios, Quintilian und den spätern Grammatikern haben die προσῳδίαι mit den Mensuren oder Quantitäten der Sylben nichts zu thun, sondern mit Accenten und andern zärtern Affectionen der Wörter. Den Neuern, denen jenes Gröbere schon zart genug vorkam, war darum nicht zu verargen, wenn sie zu

der Prosodie auch die Quantitätslehre zogen, und diese meistens zur Hauptsache machten. Vgl. aufser bekanntem Schriften Monboddo of the Origin and Progrefs of Language Vol. II. p. 271.

S. 13. Z. 8. *machen)* Solange man sich allein auf das metrische Verhältnifs einläfst, kann man nicht einmal Klopstock's und Anderer sogenannte Überlängen zugeben. Sonst müfste man neben Kürzen auch Überkürzen annehmen; und am Ende dürften wir für die Sylben eines Wortes Abstufungen erhalten, die der verschiedenen Geltung der musikalischen Noten wenig nachgäben, zumal wenn man die Wirkungen der leidenschaftlichen Aussprache zu Hülfe nähme. Hienach wäre die erste Sylbe von facio kürzer als der Imperativus fac, als Kürze gebraucht; dieser wieder weniger lang als fax, und länger als dies wäre faux. Ähnlich stiegen unser leichtgesprochenes ha, das schon lange Verbum hat, dann die Substantive Hand, Hahn u. s. w. von den litteris exilioribus bis zu den vastissimis. Zwar kann hie und da eine vollere Länge bei uns zu schönerer Bewegung des Verses beitragen; doch überhaupt zu reden, werden dergleichen Längen herabgedrückt durch die Kraft des metrischen Rhythmus, qui potentior est metro, sagt ein alter Grammatiker. Wäre dies nicht, so würden wir im Griechischen gegen die dünnesten Kürzen ordentliche ganze und halbe Schläge gewinnen, wenn drei, nicht selten vier Vocale zu langen Sylben coalesciren; wie dagegen wiederum der ältere Hexameter manchmal mit einer Kürze anhebt, deren Verlängerung dem Rhythmus überlassen wird. Treflich scheint dies letztere unsern Hexametristen zu Statten zu kommen, wo die Sprache sie zwingen will, den Vers mit einer Überkürze, mit einem völligen Atonon, anzufangen. Exempla sunt odiosa, aber doch

an sich selbst nicht mehr als jene Homerischen, die den Grammatikern kopflose hiefsen.

S. 14. Z. 4. *hätten*) Man vergl. was unser Böckh über Pindaros' Versmafse (Mus. d. A. W. B. 2. S. 347.) aus den Alten anführt, womit das, was so eben gesagt wurde, in keinem Widerspruche steht.

S. 14. Z. 14. *nöthigt*) Man liebt daher im Deutschen solche Consonanten am Ende auch im Schreiben zu verdoppeln, oft ohne Grund, doch gewissermafsen nach griechischem Beispiele in zusammengesetzten Wörtern. Was sonst hier von einer Position in unserer Sprache bemerkt wird, ist keinesweges eine aufgedrungene Nachahmung der alten Quantitätslehre; noch weniger wird damit der Versuch gebilligt, die ganze alte Sylbenmessung auf das Deutsche zu übertragen. Ausnahmen mögen auch bei den Regeln, die wir für unsere Position begründen könnten, in einigen Fällen vorkommen; jedoch nur in sehr bestimmten, also ohne durch verwirrte Menge die Regeln ins Gedränge zu bringen. Nur wird man die natürlichen Quantitäten der Vocale zur Norm zu machen haben, ungefähr wie es weiterhin von den Lateinern der ersten Zeit bemerkt wird. Auf jeden Fall wäre uns das ein grofser Gewinn, wenn wir auf diesem Wege auch nur für gewisse Versarten oder Gattungen der Dichtkunst mehr Freiheit erhielten. Da es schon im Latein schwerer war Verse zu machen als im Griechischen, soll es denn doppelt so schwer für Deutsche seyn, deren doch keiner vor solcher Versuchung ganz sicher ist? oder wollen wir lieber in der Sylbenmessung den Vers hindurch alles, nach alter Art der Knittelverse, drunter und drüber gehen lassen, und auf immer am Ende die Schelle des Reims ziehen?

S. 15. Z. 25. *überhören kann)* Dergleichen Sylben, wie dig, lich, als völlig lang zu hören, möchte Wenigen gelingen. Dafs sie es nach ihrem Ursprunge seyn sollten, als besondere jetzt veraltete Wörter, darf eben nicht kümmern, sobald die allgemein herschende gute Aussprache später die Kürzung eingeführt hat. Einer mittelzeitigen Quantität kömmt indessen hier, und in ähnlichen Fällen die Abstammung zur Freude des Versificators zu Hülfe. Nur überlassen sich Einige, wie es scheint, solchen Freuden zu sehr.

S. 16. Z. 10. *Titeln)* Über viele dieser kleinen Ungeheuer hat man sich jedoch noch nicht verglichen in den deutschen Ländern, wo sie gebräuchlich sind. Im Österreichischen scheinen sie mehrentheils vorne betont zu werden, auch wenn sie sich zu Aristophanischer Länge strecken, wie Bérgwerksproductenverschleifsdirectionsfactórieaccessist, oder Hófrauchfangskehrmeistersadjunct u. m. dergl. Anderswo hört man gegen alle Analogie Wasserbaúrath, Landármenfonds u. dergl.

S. 17. Z. 2. *Lateiner)* Bei den Griechen der ältern Zeit sind die Beispiele selten, wie Ἡλικτρύωνες im Hesiodischen Schilde, ἀνδροτῆτα in der Ilias, wiewohl die jüngere Kritik im Homer so etwas unerträglich finden mufste. Aber was kann nach unserer Empfindung härter seyn, als wenn die Attiker kurze Vocale (denn von deren Quantität ist immer die erste Frage) vor πτ, θλ, χμ, θζ, χζ, τι, φλ, σκλ und vor ähnlichen Buchstaben nicht verlängern? sie, die dies vor andern thun, welche uns viel weicher vorkommen. So sehr hängt alles von dem Eigenthümlichen jeder besondern Sprache ab, oder von dem Organismus, wodurch ihre Aussprachen modificirt werden.

S. 17. Z. 16. *Dichtern)* Was Dichtern einer leichten, der Prosa sich nähernden Gattung nicht ungewöhnlich ist, darf überhaupt als Regel der Prosa angesehen werden. So ist es auch mit der sogenannten Positio debilis. Daher erlaubten sich selbst bessere neuere Versificatoren oft vor sc, sp, sq, st die Verkürzung, nicht ohne Beispiel der Alten. S. Barth z. Claudian. B. Gildon. 136. Santenius zu Mureti Carmm. T. IV. Opp. p. XXX. und eine grofse Sammlung von Beispielen aus Alten und Neuen im Classical Journal, Lond. 1710. P. 1. p. 72. 283. ff. In unsern Schulen hingegen, solange sie noch solche Armseligkeiten trieben, hielt man strenge darauf, in diesem Falle nur das Muster eines Virgilius und der edelsten Dichter des besten Zeitalters zu befolgen. Gleichwohl scheint diese Verlängerung ursprünglich weniger lateinisch als griechisch zu seyn, aufser sofern das *s* dem Römer wegen scharfer Aussprache immer die vorhergehende Sylbe belastete, z. B. nach dem kurz ausgesprochenen in, wie man aus Cicero's Redner weifs. Zu unserm Hauptzweck aber bedurfte es hier zuerst der bekannten Bemerkung, dafs schon der Römer die vollständige Position des Griechen nicht mehr hatte, wahrscheinlich nicht blofs eine Folge seiner mehr diastematischen Aussprache.

S. 18. Z. 20. *Aussprache)* Dafs dergleichen Beispiele, wie sie im Plautus allenthalben vorkommen, schon bei Terentius weniger häufig sind, thut nichts zur Sache. Natürlich mufsten auch die Dramatiker von Zeit zu Zeit der allgemeinen Gewohnheit der Dichter nachgeben, die hierin sich immer näher an die Griechen anschlossen. Vielleicht liefse sich sogar wahrscheinlich machen, dafs solche Sylben kurz zu lassen mehr im Grundstoffe der Latinität lag, und dafs wir folglich von dieser Seite den ursprünglichen Lateinern näher kommen. Schon die ersten Halb-

Griechen, ein Livius Andronikus, ein Ennius, mufsten hier, wie in andern Absichten, die Sprache, ohne eben darauf auszugehen, verändern. Was würde aus unserm Deutsch geworden seyn, wenn nach andern frühern Einflüssen bei uns ein paar Halb-Franzosen bei sonst unverächtlichen Talenten Sprachmeisterei angefangen, und besonders unsere Quantitätslehre gemodelt hätten! Dafs endlich ein Pollio, ein Fundanius und deren Zeitgenossen beinahe nichts von jener Gewohnheit der ältern Dramatiker beibehielten, läfst sich auch ohne Fragmente ihrer Stücke sicher annehmen. In Beispielen übrigens, wie Philippus, konnte auch der griechische Accent das Seinige mitwirken. Wegen des Obigen von den lateinischen Tragikern vgl. Reiz: Burmannum de Bentleii doctrina metrorum Terentianorum iudicare non potuisse, p. VIII. ff.

S. 19. Z. 21. *schöpfen können*) Da nämlich in den Formen ἴω, ἰμί, ἰμμί, ἰμί, ἴμεν, ἴμμεν, ἴσι s. f. überall ι, nicht η, zum Vorschein kömmt.

S. 20. Z. 3. *zu rügen*) Umgekehrt könnte man wieder sich berechtigt halten, in der Lehre der griechischen Quantitäten hie und da etwas ein wenig unnatürlich zu finden, und nicht griechisch genug, wenn es nur nicht so vor Augen stände. Denn dadurch wird es natürlich anders. Dahin gehört die in der alten epischen Metrik als Regel angenommene Kürzung der langen Vocale, ja noch längerer Diphthonge, vor andern Vocalen. Sie scheint etwas Widersinniges zu haben, am meisten da, wo der Diphthongus accentuirt wird, ja circumflectirt. Indefs das Auffallende vermindert sich bald, da der Sinn, dem es auffällt, gröfstentheils das Gesicht ist. Nichts kömmt aber auf die Gestalt an, die der geschriebene Buchstab dem Auge darstellt; alles auf die in dem besten Gebrauch gegründete Aussprache,

die jedes fein hörende Ohr in der lebenden Sprache auf-nimmt. Und so bestätigt sich auch von dieser Seite, was aus andern Gründen wahrscheinlich ist, dafs die meisten Diphthonge der Griechen von der ältesten Zeit her nicht so einzeln gesprochen worden, wie in unserer Erasmischen Sprechart geschieht, und dafs die andere, die eigentlich neugriechische der Wahrheit näher komme. Vgl. Hermann de emend. rat. gr. Gr. 1, 11. Auch hievon läfst sich eine nutzbare Anwendnng auf unsere Metrik machen. Vorzüglich mufste jedoch in dem erwähnten Falle die Folge eines Vocals den vorhergehenden um etwas fliefsender machen. Insofern hatten diejenigen Unrecht, die selbst vor Consonanten jene Verkürzung des Diphthongus erlaubt hielten, wie Casaubonus, Salmasius, Andere, bis gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts. Eine Menge Beispiele verleitete dazu, aber aus verderbten Versen oder solchen, die das Verderbnifs gleich von Hause aus mitbrachten, wie in unsern Anakreontischen Spielwerken. Noch später kam in Holland die Sache als Streitfrage vor, bei Gelegenheit eines bekannten Gedichtes von Peter Fransz. Die Wahrheit hingegen brachten Bentley, d'Arnaud, d'Orville zurück, und verwiesen den kurzen Diphthongus vor dem Consonant in die spätesten Zeiten, wo die Bildung aller modernen Prosodie ihren Anfang genommen hat. Allein was für den Jonier und Attiker barbarisch gewesen wäre, war es doch nicht überall für den Äolier. Wenigstens hatte dieser ein kurzes *ov* auch vor Consonanten, woher ein gewisses kurzes *u* der Lateiner entstanden ist.

S. 21. Z. 3. *angenommen wurde.)* Noch vieles möchte sich zum Trost des Deutschen darbieten, sofern er einmal lateinisch und griechisch getröstet werden soll, wenn wir mehre griechische Dichter aus den Dialekten übrig hätten, zumal aus dem äolischen, dessen Verlust uns überhaupt in

aller Sprachforschung gar sehr drückt. Denn dafs solchen Mundarten hin und wieder Unterschiede der Quantitäten eigen waren, davon geben die dramatischen Dichter und einige Grammatiker Beweise genug, da bei jenen selbst in den verschiedenen Versarten sich solche Verschiedenheiten zeigen. Könnten wir, wie gesagt, dergleichen zu Hülfe nehmen, so würden zugleich manche provinzielle Ungleichheiten unserer Quantitäten sich rechtfertigen lassen durch eine ehrwürdige Analogie. Und zu gewissem Gebrauch z. B. im Komischen, liefse so etwas sich treflich benutzen. Aber wir sind Einmal so unglücklich, fast allen veredelten Gebrauch deutscher Mundarten zu entbehren; und es bleibt uns nichts als die einfache, starre Schriftsprache, die jetzo den schönsten Theil ihrer Bildungszeit überlebt haben mag, sollte ihr auch noch einiges aufzudringen seyn.

S. 21. Z. 20. *erwiesen ist*) S. Foster's Essay on *Accent and Quantity* p. 92 ff. G. F. Thryllitsch: Pronunciationem Lat. ex Aeolica repetendam esse explicandamque, 1709. Seinen genauern Untersucher hat der Gegenstand noch nicht erhalten, wenn gleich auch Andere hie und dort obenhin auf denselben zukamen, wie Monboddo im vierten Bande seines Werkes, wo er von der Bildung der lateinischen Sprache weitläuftig handelt.

S. 22. Z. 11. *zu lehren*) Um den griechischen Accent mit etwas Ähnlichem in irgend einer heutigen Sprache zu vergleichen, hätte man zuerst eine historisch genügende Kenntnifs von jenem suchen müssen. Was man dazu hat, ist noch immer sehr mangelhaft, wie freilich aller schriftliche Unterricht, auch der befsere. Hier bedarf es Darstellung durch die lebendige Stimme, und aus den gelungensten Proben mufs jeder, was er vermag, sich zu eigen machen. Der Gegenstand selbst, so weit er antiqua-

risch ist, wird vielleicht am besten aus der Gesner'schen Abh. de accentuum Graec. genuina pronuntiatione begriffen. Neuerlich ist eine gelehrte Schrift, doch mehr über das Einzelne, hinzugekommen: Die Lehre von dem Accent der griechischen Sprache, von K. F. E. Wagner 1807. Einiges Gute lieset man auch bei Monboddo Vol. 2. P. 2. B. 2. C. 4., woraus der Verf. eines Aufsatzes on the Greek accents in dem Class. Journal II. p. 358. das meiste entlehnt hat. Was ihm in der Fortsetzung eigen seyn wird, dürfte etwa nur auf ein neues Hypotheschen hinauslaufen. Ihm ist der Accent der Griechen eine Veränderung der musikalischen Intonation der Stimme auf einer Sylbe. Wie konnte er sich dabei die Accentuation noch verschieden denken bei Fortsetzung des gleichen Tons durch mehrere Sylben hindurch? ein Fall, der doch vorkommen kann und mufs. Damit wird jedoch nicht geleugnet, dafs die Alten durch die Beobachtung ihrer Accente sich einer singenden Aussprache näherten. Allerdings hatte bei ihnen selbst jeder prosaische edlere Vortrag eine eigene, uns fremde Modulation; immer aber noch verschieden vom Gesange, wenngleich viel mehrer Modificationen und gleichsam Schattirungen fähig, wie es überhaupt die Redestimme ist. So mufs das griechische Drama, das Wenigste zu sagen, zwei oder drei Tonweisen der Recitation gehabt haben; zu dem höchsten Umfange der Scala erhob sich aber nur der melische Chorgesang.

S. 22. Z. 25. *bemerkt haben*) S. Hermann de metris poett. Gr. et Lat. 1, 22.

S. 25. Z. 6. *seyn möchten*) Vgl. einen Aufsatz von Fr. L. Gr. zu Stolberg über unsere Sprache, im vaterländ. Mus. 5. St. 1810, mit dem der Verf. des gegenwärtigen hie und da zusammentrift.

S. 26. Z. 23. *niemand sehen*) Klopstock's deutsche Gelehrtenrepublik S. 315. in dem Abschnitt: Aus einer neuen deutschen Grammatik. Ähnliche Vergleichungen unserer Sprache mit der griechischen, die doch nicht alle auf richtigen Grundsätzen beruhen, finden sich mehr noch in andern fast vergessenen Schriften des unsterblichen Mannes, besonders in dem Buche, das er durch die bekannte Heterographie selber gleichsam todt geboren hat, Fragmente über Sprache und Dichtkunst, Hamb. 1779. Einiges auch in den Grammatischen Gesprächen, Altona 1794, wo ers wieder durch eigene dramatische Kunst dem Leser herzlich schwer macht.

S. 27. Z. 7. *classischen Zeitalter*) Das hier Gesagte gehört zu einer wichtigen Untersuchung über die Geschichte der Recitation, Declamation und Action bei den Alten, wozu uns aber beinahe noch weniger Data übrig sind als über ihre Musik. Alles Kunstgemäfse ging natürlich hier zuerst aus von der Rhapsodik der ältern epischen und kyklischen Gedichte und Hymnen; daraus entstand die Hypokritik für die verschiedenen Gattungen des Drama im Gefolge aller der zauberischen Künste, wodurch diese Dichtart in einem schon ziemlich prosaischen Zeitalter jede andere weit überstralte. Daneben bildete sich die rednerische Declamation der höhern Prosa und die weniger bewegte Anagnostik, von welcher der Ton des gewöhnlichen Umganges wieder verschieden seyn mufste. Es leidet keinen Zweifel, dafs alle diese successiven, zum Theil neben einander herschenden Gattungen des Vortrages bei den Griechen, wie auf einer ehernen Leiter, in bestimmten Abstufungen sich fortbildeten; als wodurch jene Nation überall sich auszeichnete. An wirklichen Gesang mufste übrigens die früheste Vortragsart der Verse sehr nahe angrenzen; weiterhin zog sie sich allmählich herab, wie die wach-

sende Cultur die Herschaft der Phantasie und der Empfindung beschränkte und die Stimme dämpfte. Doch noch in den letzten Zeiten behielt jede feierliche Rede mehr oder weniger etwas Gesangähnliches, wovon nachher folgende Jahrhunderte immer mehr herunterstimmten. Ebenso erging es dem Rhythmischen in jeder Art der Haltung und Bewegung des Körpers. Wäre alles später so gradweise weiter heruntergezogen, so wären wir längst bis an die Grenzen eines sittsamen Sitzens und anständigen Verstummens gelangt.

S. 28. Z. 12. *miltieres*) S. Bentley z. Terent. Eun. 2, 2, 36. Heaut. 2, 3, 30. Sogar griechische Wörter behandelt Plautus bisweilen so, wie überall den Namen 'Epidicus in der gleichnamigen Komödie. Dies bewies, zugleich mit Verbesserung etlicher Stellen des Komikers, der unsern Schulen neulich zu früh verstorbene, der Metrik wohl kundige Heineke in einem ehemals mir handschriftlich gegebenen Aufsatze: de accentuum ratione ap. Plaut. und von verwandten Materien. Gelegentlich wird sich das Gewählteste davon zu öffentlicher Bekanntmachung bringen lassen. Wie aber jene Accentstellung sich mit dem bei Quintilian und überall eingeschärften allgemeinen Gebrauche reime, wonach die Römer niemals so weit zurück accentuirten, werden uns die Gelehrten erklären, die einmal die sehr im Dunkeln liegende Prosodie der einen oder andern Sprache aufklären wollen.

S. 28. Z. 26. *eintrit*) Eine ähnliche Bemerkung findet sich in einer uns eben zu Gesicht kommenden Beurtheilung der ersten Ramler'schen Oden aus dem Horaz in der N. B. d. sch. Wifs. 1770. S. 74: „Die Prosodie der Alten ist durch ihre festbestimmten Quantitäten regelmäfsiger geworden; aber wir haben den Vortheil, dafs, da unsere

Verse nach ebenden Unterschieden in Ansehung des Sylbenmafses gemacht werden, nach welchen wir aussprechen, jedermann das Metrum durch die gewöhnliche Aussprache finden kann." Nur möchte der Gedanke, in diese prosaische Sphäre gezogen und so von unsern Dichtern befolgt, manche Schönheit der metrischen Rhythmik vernichten, die wir der sonst so abweichenden Natur der alten Sprachen oft glücklich nachbilden können. Ein eigenes Vergnügen macht es, wenn wir jetzt in solchen Aufsätzen sehen, was für Eindrücke vor vierzig Jahren die ersten befsern Versuche der Übersetzungskunst auf gute deutsche Ohren machten. Über Quantität und Accent unserer Sprache giebt es dort einige sehr richtige Bemerkungen, untermischt mit andern, die es nicht sind. Und welche Verse rühmt der Mann? Ein Schwarm der Freuden fängt ihm nicht misfällig einen Hexameter an, ein Einschritt, der Ramler's Defsen Stamm Wein umkroch noch übertrift.

S. 29. Z. 12. *gemieden wurden*) Solche Fälle nämlich, wo entgegnende Accente des Wortes, des Verses, der Rede sich stören, wo z. B. Artikel und ähnliche bedeutungslose Wörtlein, sogar Atona, im epischen Hexameter, im dramatischen Trimeter, in jeder andern Versart bei den besten griechischen Dichtern gerade in die mittlere Hebung der Verse gerathen, können uns ein Beweis seyn, dafs der Grieche hierüber ganz unbesorgt seyn durfte. Dafs es die Römer viel weniger waren, dafs schon Plautus in der zweiten Dipodie des Senarius, wohin die Haupthebung fällt, den Wort-Accent vor dem Conflict mit dem Vers-Accent zu bewahren suchte, hat Bentley über den Terentius angemerkt; woraus dann erst die Regel der lateinischen Metriker bei Gell. 18, 15. verständlich wurde. Aber in den beiden übrigen Dipodieen war es so gut als unmöglich, ubi aures id vel invitae *patienter ferebant*, si-

quidem ista sine venia *actum conclamatumque erat de Comoedia Tragoediaque Latina.* Nach dieser Betrachtung darf nicht etwa gesagt werden, die Alten haben durch Recken und Strecken ihre Versification sich gar zu leicht gemacht. Sie hätten ja ohne einige Gewaltthätigkeit der Art gar keine Verse machen können. Aber manchem bloſs deutschen Leser wird so etwas nützlich zu Gemüth geführt, damit er erkenne und einsehe, wie viel Mühe unsern Dichtern der alterthümliche Vers verursache. Sonst scandirt jeder Knabe, wenn er eine selten genommene Freiheit wahrnimmt, z. B. eine Kürze durch die Cäsur gehoben, aus seiner Poetica maior Giessensis sogleich den mosaischen Vers vor:

Daſs Isaak scherzte mit seinem Weibe Rebekka.

S. 29. Z. 18. *verborgenen Musik*) Occultae musicae. Τῆς λανθανούσης μουσικῆς οὐδὲις λόγος. Verbum e Graecia vetus: Musicam, quae sit abscondita, eam esse nulli rei. Gell. 13, 30. Suet. Ner. c. 20. Nur sind die beiden letzten Worte für unsern Zweck etwas zu stark.

S. 30. Z. 1. *Barbaren*) In ehrsamer, alterthümlicher Bedeutung, nach der wahren Erklärung des Wortes bei Strabo B. 14. S. 662. (976.)

S. 30. Z. 29 *seyn muſste*) Quintilian. 12, 10, 33: „Accentus quoque tum rigore quodam, tum similitudine ipsa minus suaves habemus, quia ultima syllaba neque acuta umquam excitatur, nec flexa circumducitur, sed in gravem vel duas graves cadit semper. Itaque tanto est sermo Graecus Latino iucundior; ut nostri poetae, quoties dulce carmen esse voluerunt, illorum id nominibus exornent." Was würde der Rhetor empfunden haben, wenn er die Starrheit und Monotonie der

deutschen Aussprache hätte hören können? Im Gegentheil, die Accentuationen letzter Sylben, besonders Circumflexionen, hätten ihm gefallen müssen und an griechische Mannigfaltigkeit erinnern.

S. 31. Z. 17. *schienen*) Man vergleiche die Menge von Horatius' sapphischen und alkäischen Oden mit denen in künstlichern Sylbenmaßen. Im Catullus ist jedoch das einzige Galliambicum für die römische Metrik ein großes Meisterstück, so wie Voß' deutsche Nachbildung. Man möchte wol wünschen zu wissen, wie die Römer sich beim Übersetzen des Pindaros genommen, dergleichen sie doch auch sollen verrichtet haben.

S. 33. Z. 27. *Theile*) Horat. A. P. 323.

Euch hat, Griechen, den Geist, euch hat den gerundeten Ausdruck
Freundlich die Muse verliehn, da ihr Ruhm, nichts weiter, ergeiztet.
Aber der römische Knabe, geübt in unendlicher Rechnung,
Kann durch Brüch' ein Ganzes zerstreun in die Hunderte.
„Sag uns
„Gleich das Söhnchen Albin's: man hat fünf Unzen, und hebet
„Eine davon: was bleibt? Nur heraus! du weißt es." — Ein Drittel. —
„Bravo! du sollst wohl bergen dein Gut! Und die eine dazu, was
„Wird es?" — Ein Halb. — Hat so anrostende Sorge des Sparguts
Einmal die Seelen getränkt: was hoffen wir Werke der Dichtkunst,
Würdig des Cedernöls, und gehegt im cypressenen Kästlein?

Hingegen Sat. 1, 6, 71. der Dichter von sich selbst:

Sey es dem Vater gedankt, dafs er, arm bei magerem Gütlein,
Nicht in die Schule mich sandte zu Flavius, unserem Meister,
Wohin edele Söhn' hochedeler Centurionen,
Links am Arme die Beutel gehängt und das ziffernde Täflein,
Wandelten, fällige Zinsen dem Monatsmittel berechnend.
Herzhaft führt' er den Knaben nach Rom hin, dort zu erlernen
Künste, wie jeder sie lehrt, wer Ritter ist oder Senator,
Sprößlingen seines Geschlechts.

Denke hiebei niemand, dafs dem Obigen widerspreche, was hier von Senatoren und Rittern gesagt wird. Die Söhne dieser Stände durchliefen allerdings in Rom die Schulen, um dort, was wir nennen, classische Bildung zu holen; aber viele liefen eben nur durch die Schulen. Es fehlten ihnen leider die neuern trefflichen Treibmittel zu den Studien. Mancher mochte sich auch aus dem Griechischen vorzüglich den Denkspruch gemerkt haben, den so viele pragmatische Männer späterer Zeiten im Munde führten, πολυμαθίη νόον οὐ διδάσκει. Und was kann wahrer seyn?

S. 34. Z. 13. *machen*) Suet. Aug. c. 84. „Pronunciabat dulci et proprio quodam oris sono; dabatque assidue phonasco operam." Welche Stelle diese Lehrer neben den Grammatisten und den Lehrern der Musik und Action behaupteten, läfst sich beinahe gewifs bestimmen nach Quintilian II, 3, 17 ff.

S. 35. Z. 28. *schweigend*) Herodot. 4, 196. Dort Larcher oder Heeren's Africa. S. 137.

S. 36. Z. 3. *zu machen*) Es geschah, wenn wir nicht

irren, 1786. Den ersten Aufruf erhob der damalige deutsche Reichsanzeiger.

S. 36. Z. 26. *Volkes*) Die Pestalozzische Gesangbildungslehre — von H. G. Nägeli, Zürich, in 8. — Gesangbildungslehre, pädagogisch begründet von M. T. Pfeiffer, methodisch bearbeitet von H. G. Nägeli, Zürich, 1810. in 4. — Elemente der Musik von C. A. Zeller in dessen Beiträgen zur Beförderung der Preufs. Nationalerziehung, 4. Heft, Königsb. 1810. 8. Alles wird nun darauf ankommen, dafs die Prüfung und gröfsere Verbreitung solcher Entwürfe von Männern geschehe, die, wie der Berlinische Zelter, Einsicht und Kraft zur Erreichung des vortreflichen Zweckes verbinden. Oder wir kommen auch hiemit wieder dahin, dafs nur an diesem und jenem Orte allenfalls gedeiht, was der rechte Mann blofs ungehindert betreibt.

S. 38. Z. 2. *Unkunst*) Epistt. 2, 1, 157. Dafs die Vergleichung des Knittelverses hier nicht unpassend sei, mag der Numerus Saturnius selber sagen in kunstloser Nachbildung, wie er sie verdient:

Im ungelehrten Rom einst sangen alle Dichter
In dieser Art von Versmafs; selbst ein Übersetzer
Homer's, der Andronikos als ein griechischer Sklav hiefs,
Schrieb so die Odyssee in diesen Vers Saturns um.

Wenn doch jemand zu dem weiter unten angegebenen Zweeke aufser andern Lesebüchern, die in gleicher Absicht unsern niedrigen Schulclassen noth thun, einen deutschen Terentianus anfertigen wollte, mit mehr Gewandtheit als etwa so:

Terentianus Maurus schrieb ein kleines Buch,
Worin auf eigene Weis' er jedes Sylbenmafs

In demselben Sylbenmafs erklärte. Lafst uns dies Nachahmen: gleich sei hier ein jambischer Vers gezeigt. Dergleichen ernsthafte Spielsachen, in Schulen eingeführt, würden sehr nützlich die Stelle der in den Schulen Englands gewöhnlichen Nonsense-verses vertreten, which, sagt ein englischer Pädagogiker, are just as stupid and as unimproving as their name implies. Bei uns kämen sie ohnedem an die Stelle von nichts, wie in den meisten Gymnasien der Unterricht von der Seite jetzt aussieht. Ob dieserlei Dinge nicht einigermafsen zu der vorher erwähnten Gesangbildungslehre brauchbar seyn möchten? oder wäre solche Rhythmik für unsere neuere Musik etwa zu mannichfaltig? Sonst, scheint es, liefsen sich damit allerhand nützliche Übungen der neuesten Pädagogik recht wohl verbinden. Und von dergleichen Dingen zu sprechen und immer wieder zu sprechen, kann verdienstlich seyn, eher als über die leichtesten Elementarkenntnisse jedes Menschenalter mit neuerfundenen Methoden zu hudeln. Gelehrte Schulmänner mögen oft über diese Hudelei im Stillen lachen, da sie wissen, dafs die Alten über dergleichen Kunstmethoden nicht ein Wort verlieren, wo sie sich noch so tief zu dem ersten Unterrichte herablassen.

S. 39. Z. 10. *erwecken*) Der Verf. hat nach ehedem gemachten Versuchen alle Ursache, die Wirkungen der angedeuteten Methode bei allgemeiner Verbreitung äufserst wohlthätig und durchbildend vorzustellen. Und da eigentlich niemand im Deutschen Verse in den Sylbenmafsen der Alten machen kann, der sie ihrer Sprache nicht selbst abgehört und bis zur Reproduction in sich aufgenommen hat, welchen Vortheil würde unsere poetische Technik von der Ausführung dieser Idee haben! Kein Jahrhundert, so würde man nicht mehr jambische und trochäische Dipodieen hören, die durch verkehrte Stellung der Längen Ohrenschmerz

erregen, indem sie immer furchtbar umzuschlagen drohen. Schwerlich hätte man auch weiterhin Schauspiele, die uns zwei bis drei Stunden hindurch in Einem Versmafs ermüden, wie ein stundenlanges musikalisches Concert, in Einer Tactart durchgeführt. Endlich würde es nach einer so lebendigen Auffassung den meisten ein wenig schwer werden, die erfreulichen Studien der Jugend für das übrige Leben aufzugeben. Mancher würde sich weniger als jetzt rühmen können:

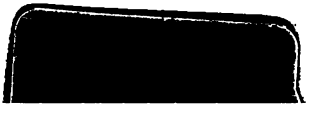
Dafs er die Alten nun hinter sich liefs, die Schule zu hüten.

Noch dies im Vorbeigehn. Ein englischer Bischoff, dessen Sheridan erwähnt, warf einst die Frage öffentlich auf: „ob nicht die Hälfte der Gelehrsamkeit in Grofsbritannien, aus Mangel der Erlernung eines richtigen und schönen Vortrages, in den Schulen und Collegien verloren gehe."

S. 39. Z. 28. *ähnlich*) Vorzüglich die dänische, schwedische, holländische, die böhmische, polnische. Diese Sprachen nämlich übertreffen hierin sogar die neugriechische, in der die alte Rhythmik und Metrik mehr, als man erwarten sollte, verloren ist.

S. 40. Z. 9. *Roussean*) Confess. liv. 5. p. 137. (1781.) Hierzu gehört Marmontel's Bemerkung in den von Chapsal neulich herausgegebenen Principes d'Eloquence: „L' accent français est peu marqué dans le langage ordinaire, la politesse en est la cause. Il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage; et l'accent, dans l'usage du monde, n'est pas plus permis que le geste."

S. 40. Z. 19. *regiert wird*) Vol. 2. S. 300. Die Meinung ist, wie billig, von den Landsleuten des Lords sehr übel genommen worden. Jos. Steele rief daher in

einem ansehnlichen Quartanten: Prosodia rationalis, or an Essay towards establishing the melody and measure of speech etc. das Violoncello zu Hülfe, um sie gründlicher zu widerlegen. Er macht dort in der That einen artigen Versuch, der sich auf andere Sprachen mit Vortheil anwenden liefse. Er zeigt, dafs die gute Aussprache gewisser ganz bestimmter Regeln fähig sey, um in verschiedenen Arten des Vortrages eine Modulation zu erhalten, die die Alten, wenn sie etwas davon hören könnten, ziemlich befriedigen müfste, und bedient sich dazu ordentlicher Charactere und Noten, dergleichen wahrscheinlich auch im Alterthume bei den Vorübungen der Declamation gebraucht wurden. Etwas weiter geht der zu S. 17. Z. 16. gelobte Engländer. Er meint, seine Nation schreite mit ihrem Accent eher noch über Dionysios v. Halik. und alle Griechen hinaus: ein englisches Oh, als Ausdruck des Erstaunens, steige und sinke eine vollständige Octave hindurch; eine merkwürdige Intonation, derentwegen die Alten gewifs nöthig gefunden hätten den Arzt zu holen. Beklagenswerth ist bei diesem Anlafs, dafs seither so wenig von den löblichen Bemühungen des verstorbenen Schocher ins Publicum gekommen ist. Der todte Buchstab belehrt zwar, wie gesagt, hier höchst unvollkommen; aber er trift doch zuweilen hie und da auf einen Leser, der ihn zum Leben zu rufen vermag.

S. 41. Z. 14. *Dichter*) Horat. Epistt. 2, 1, 126:
Os tenerum pueri balbumque poeta figurat.